



Leseprobe

Ingrid Carlberg
Alfred Nobel
Die Biografie

Bestellen Sie mit einem Klick für 20,00 €



Seiten: 736

Erscheinungstermin: 11. Oktober 2023

Mehr Informationen zum Buch gibt es auf

www.penguinrandomhouse.de

Inhalte

- Buch lesen
- Mehr zum Autor

Zum Buch

Erfinder, Chemiker und Begründer des Nobelpreises – die faszinierende Biografie eines außergewöhnlichen Mannes.

Die preisgekrönte Autorin und Journalistin Ingrid Carlberg erzählt die erstaunliche und unwahrscheinliche Geschichte des Mannes, der hinter dem begehrtesten Preis der Welt steht: Alfred Nobel (1833–1896). Ein Mann, der durch Kriege reich wurde und doch vom Frieden auf Erden träumte. Sie erzählt meisterhaft von Alfreds mittelloser Kindheit in Stockholm, von familiären Konflikten und romantischen Niederlagen sowie von Erfolgen und Verrat quer durch das Europa des 19. Jahrhunderts bis hin zu seinem Tod in San Remo – und darüber hinaus.



Autor

Ingrid Carlberg

Ingrid Carlberg, Jahrgang 1961, ist Autorin und Journalistin. Sie schrieb von 1990 bis 2010 für die große schwedische Tageszeitung *Dagens Nyheter* und erhielt für ihre Arbeit zahlreiche Auszeichnungen, darunter auch die Ehrendoktorwürde der Universität Uppsala sowie 2013 den Axel-Hirsch-Preis der Schwedischen Akademie. Ihre Biografie über Raoul Wallenberg wurde 2012 mit dem August-Preis für das beste Sachbuch des Jahres ausgezeichnet. Seit 2020 ist sie Mitglied der Schwedischen Akademie.

Ingrid Carlberg

ALFRED NOBEL

Die Biografie

*Aus dem Schwedischen
von Susanne Dahmann*

btb

Für Pär, Johanna und Sara

Inhalt

| | |
|--------------|----|
| PROLOG | 11 |
|--------------|----|

TEIL 1

| | |
|---------------------------|----|
| DIE GEHEIMEN TRÄUME | 20 |
|---------------------------|----|

| | |
|--|----|
| KAPITEL 1 »Ich habe mit dem Zaren über die Versuche von Nobel gesprochen« | 25 |
|--|----|

| | |
|--|----|
| KAPITEL 2 Auf der Jagd nach einem höheren Sinn | 49 |
|--|----|

| | |
|--|----|
| KAPITEL 3 Allmählicher Abschied von Russland | 80 |
|--|----|

| | |
|-----------------------------------|-----|
| KAPITEL 4 Der VATERAUFSTAND | 107 |
|-----------------------------------|-----|

| | |
|-------------------------------------|-----|
| KAPITEL 5 Der Nobelsche Knall | 133 |
|-------------------------------------|-----|

| | |
|--|-----|
| KAPITEL 6 »Es knallt an allen Ecken« | 164 |
|--|-----|

| | |
|--|-----|
| KAPITEL 7 Der Albtraum in New York | 197 |
|--|-----|

| | |
|---|-----|
| KAPITEL 8 Neuer Sprengstoff im Werden | 219 |
|---|-----|

TEIL 2

| | |
|-------------------------------|-----|
| IM MEDIZINISCHEN DUNKEL | 246 |
|-------------------------------|-----|

| | |
|---|-----|
| KAPITEL 9 »Der Appetit auf Dynamit ist im Wachsen begriffen« | 251 |
|---|-----|

| | | |
|------------|---|-----|
| KAPITEL 10 | »Gott segne Alfred mit einer netten Ehefrau!« | 276 |
| KAPITEL 11 | Erfinderlust, Verliebtheit und medizinischer Durchbruch | 308 |
| KAPITEL 12 | In Zeiten von Bruderzwist, Liebeskrise und Friedensträumen. | 343 |
| KAPITEL 13 | »Größter Fehler: Keine Familie zu haben« | 389 |

TEIL 3

| | | |
|------------|--|-----|
| | DIE UNENDLICHE AUFGABE DER WISSENSCHAFT. | 420 |
| KAPITEL 14 | Ein Triumph der Aufklärung | 426 |
| KAPITEL 15 | Personenakte 326 der Sicherheitspolizei: Alfred Nobel | 448 |
| KAPITEL 16 | Die Waffen nieder! | 469 |
| KAPITEL 17 | Ein »Wohltäter der Menschheit« mit Heimweh | 511 |
| KAPITEL 18 | Der Patentskandal, der Ballon und das letzte Testament. | 541 |

TEIL 4

| | | |
|------------|---|-----|
| | ALLES LICHT AUF NORWEGEN – UND DEN FRIEDEN. | 576 |
| KAPITEL 19 | »Eine großartige Anerkennung« | 582 |
| KAPITEL 20 | »Ein Kampf um Millionen«. | 604 |
| KAPITEL 21 | Die Blicke richten sich auf Schweden und Norwegen. | 631 |

| | | |
|--------------------------------|-----------------------------------|-----|
| EPILOG | Über ein Jahrhundert später | 641 |
| WAS GESCHAH DANN? | | 644 |
| Danksagung | | 647 |
| Endnoten | | 651 |
| Quellen und Bibliografie | | 699 |
| Bibliografie | | 701 |
| Ausgewählte Artikel | | 711 |
| Archive | | 715 |
| Bildnachweise | | 717 |
| Personenregister | | 721 |
| Sachregister | | 727 |

Prolog

Das Telegramm trifft am Vormittag des 10. Dezember 1896 in Schweden ein. In der Nacht zum Donnerstag, genauer gesagt um zwei Uhr morgens, war der dreiundsechzigjährige Alfred Nobel plötzlich und überraschend in seiner Villa im italienischen San Remo verstorben. Der *Aftonbladet* gelingt es, die Nachricht noch am selben Tag zu bringen. »Jeder gebildete Schwede beklagt den Verlust eines seiner größten Landsleute«, schreibt die Zeitung, vermeidet jedoch noch die Frage, die allen auf der Zunge liegt: Wer wird nun seine Reichtümer erben?

Tags darauf nehmen die Spekulationen in den Zeitungsspalten dann Fahrt auf und blitzen wie eine Art Laternen der Gier in der Drucker-schwärze zwischen den Gedenkworten auf. Das Vermögen sei, so wurde behauptet, »nach unserem Ermessen kolossal«. Allein schon die jährlichen Einkünfte würden in Millionen gerechnet.

Die Journalisten überschlagen mal rasch. Alfred Nobel, der berühmte Erfinder, ist unverheiratet und kinderlos. Seine beiden wohl-bekanntesten Brüder Robert und Ludvig leben nicht mehr. Manche Auto-ren lassen alle Zurückhaltung fahren und verbreiten die Nachricht, das »unermessliche« Erbe würde deshalb unter den Kindern von Robert und Ludvig aufgeteilt. Der Ingenieur Salomon August Andrée hin-gegen weist eiligst darauf hin, dass Alfred Nobel ihm kürzlich noch 26 000 Kronen für seinen nächsten Versuch, den Nordpol mit einem Ballon zu erreichen, versprochen habe. Davon, betont Andrée, seien bisher erst 10 000 ausgezahlt.

Die Zahl der erwähnten Nichten und Neffen beläuft sich auf vierzehn. Die Erstgeborenen, Ludvigs Sohn Emanuel und Roberts Sohn Hjalmar, waren, sowie sie von der plötzlichen Gehirnblutung des Onkels gehört hatten, schon am 8. Dezember eiligst nach Italien gereist. Emanuel ist siebenunddreißig Jahre alt und wohnt in Sankt Petersburg. Er stand Alfred Nobel von allen Neffen am nächsten. Doch auch der dreiunddreißigjährige Hjalmar hatte recht engen Kontakt zu seinem Onkel. Beide Neffen haben schon persönlich die Großzügigkeit ihres Onkels erfahren dürfen. Im November noch hatte Emanuel versucht, Alfred bei der Suche nach einem guten Krankengymnasten zu helfen, der seine Blutzirkulation in Gang bringen und seine Herzbeschwerden lindern sollte. Leider schafft keiner der beiden Cousins es rechtzeitig, ebenso wenig wie Alfred Nobels Mitarbeiter, der sechsundzwanzigjährige Ragnar Sohlman, der sich ebenfalls sofort nach der Schocknachricht auf den Weg gemacht hatte.

So stehen sie erst am Abend des 10. Dezember alle drei am Bett des Toten, von Trauer niedergedrückt und verzweifelt darüber, dass Alfred sein Leben so beenden musste, wie er es meist gelebt hatte.

Einsam.

*

Das Testament ist bei der Stockholms Enskilda Bank deponiert. Alfred Nobel hat es genau ein Jahr zuvor, Ende November 1895, in Gegenwart von Zeugen unterzeichnet. Die Neffen wissen von seiner Existenz.

Am Dienstag, dem 15. Dezember, wird in den Räumen der Bank an der Lilla Nygatan in Gamla stan in Stockholm das Siegel erbrochen. Ausgewählte Teile des Inhalts werden an Emanuel und Hjalmar in San Remo telegraphiert, die Ragnar Sohlman die knappen Informationen weitergeben, die sie über den letzten Willen des Onkels erhalten haben: Alfred hat gewünscht, dass seine Pulsadern aufgeschnitten würden, damit er sicher sein kann, dass er tot ist, und er hat Ragnar zu einem von zwei Testamentsvollstreckern auserkoren.

Sie sind alle erstaunt. In den Papierstapeln in der italienischen Villa haben sie ein anderes Testament gefunden, das 1893 unterzeichnet und somit offensichtlich älter und damit aufgehoben war. Worin können nun also die Änderungen bestehen?

Ende der Woche erreicht eine vollständige Abschrift San Remo, und die Stimmung im Raum ist deutlich gedrückt. Der Anteil der Nichten und Neffen ist kleiner geworden. Der Onkel hat nur mehr einen Splitter seines gesamten Vermögens für die Verwandten vorgesehen. Im Testament steht schwarz auf weiß, dass sämtliche Aktien und Immobilien von Alfred Nobel verkauft und fast das gesamte auf diese Weise frei gewordene Kapital in einen besonderen Fonds eingebracht werden soll. Alfreds letzter Wille ist, dass die Zinsen, die dieses Geld erwirtschaftet, als jährlicher Preis diejenigen erhalten sollen, »die im verflossenen Jahr der Menschheit den größten Nutzen geleistet haben«, und zwar ganz gleich, wo in der Welt sie leben.

Diese Beschreibung gefiel keinem der Neffen und Nichten Nobels, wie sehr sie Alfred auch mochten.

Den Kindern der Brüder war nicht klar, wie sich ihr Onkel das mit der Übertragung der Gelder genau gedacht hatte. Bei der Erklärung, welche Preise er ins Leben rufen wollte, war Alfred hingegen deutlicher gewesen: einen für Physik, einen für Chemie, einen für Physiologie oder Medizin, einen für Literatur und einen für denjenigen, »der am meisten oder am besten auf die Verbrüderung der Völker und die Abschaffung oder Verminderung stehender Heere, sowie das Abhalten oder die Förderung von Friedenskongressen hingewirkt« habe.¹

Ein Preis für den Frieden also. Den Weltfrieden, genauer gesagt. Die Zeitgenossen werden bald einen Krieg erleben.

Später, während des vier Jahre langen Tauziehens um die Gelder, wird sich König Oskar II. selbst einmischen, sich sarkastisch über Alfred Nobels Testament äußern und verkünden, der Alte habe sich von »Friedensfantasten, vor allem Frauenzimmern« beeinflussen lassen. Die Presse wird über den Mangel an Vaterlandsliebe schimpfen,

und der zukünftige Ministerpräsident Hjalmar Branting wird die Stiftung einen »großen Missgriff« nennen.

Die vierzehn jetzt eindeutig noch traurigeren Nichten und Neffen haben eine lange, schmerzhaft Zeit vor sich. Was wird mit der russischen Ölgesellschaft der Familie geschehen, wenn ihr die Aktienmehrheit entzogen wird? Was wird aus den Vettern Nobel und ihren Familien?

Eine Woche später sind sie nur noch dreizehn. Hjalmar und seine Geschwister haben nur wenige Monate zuvor ihren Vater Robert verloren. Ihre jüngste Schwester, die dreiundzwanzigjährige Thyra, befindet sich nun auf dem Hof der Familie in Getå bei Norrköping. Am Montagmorgen klagt sie, dass es ihr schlecht geht. Wenige Stunden später sackt sie bei der Weihnachtsbäckerei tot auf dem Boden zusammen.

In den Zeitungen steht, sie habe wahrscheinlich einen Herzschlag erlitten.

*

In seiner stattlichen Villa in San Remo mit betörendem Blick auf das Mittelmeer wird eine einfache Trauerfeier für Alfred Nobel abgehalten. Dann geleiten die nächsten Angehörigen und eine Reihe von Würdenträgern der Stadt seinen Sarg an dichten Reihen Neugieriger vorbei zum Bahnhof. Die Prozession wird von der örtlichen Musikkapelle angeführt, die Chopins Trauermarsch spielt, während der Eichensarg vom Leichenwagen in den Waggon des Zuges gehoben wird. Es folgt ein Berg von Blumenkränzen, von denen viele Trauerschleifen in den Farben der Flaggen der Länder, in denen das Dynamitunternehmen tätig war, gehalten sind: Italien, Spanien, Schottland – und die schwedische Flagge und die französische Trikolore dürfen natürlich auch nicht fehlen.

Der Sarg wird, versehen mit allen für die Grenzpassagen notwendigen Papieren, auf direktem Weg nach Schweden transportiert. Im Blumenmeer, das den Wagen ausfüllt, erkennt man das zärtliche Adieu der

Verwandten, die letzten Grüße von engen Freunden und ein hübsches, von Ingenieur Andrée gesandtes Bukett: »Danke und Adieu! Von den Mitgliedern der Polarexpedition«.²

Während der fünf Tage, in denen der Sarg durch Europa gefahren wird, strömen die Gedenkworte weiterhin in die Zeitungsredaktionen. Jemand nennt Alfred Nobels Arbeitseifer und seine Verachtung für jede Eitelkeit, ein anderer seine anspruchslose Kleidung und sein Mitgefühl mit Bettlern. Die Schwedisch-Norwegische Gesellschaft in Paris schreibt, dass sein Ton manchmal hart sein konnte, vor allem wenn er eine gewisse Scheinheiligkeit erahnte, dass hinter allem aber immer eine wahre Menschenliebe gestanden habe. Wie einer der jüngeren von ihm geförderten Erfinder es später ausdrückte: »Ich denke mit tiefer Wehmut daran, wie viel zu geben er bereit war und wie wenig er bekommen hat.«

Ein britischer Mitarbeiter von Nobel sollte sich später zu einer vierzehn Seiten langen Betrachtung über seinen verstorbenen Freund aufraffen, in der er die Intensität und die ebenso unvorhersehbaren wie geistreichen Gespräche betonte. Er schrieb, Nobel habe sich bedenkenlos auf die allerunterschiedlichsten Themen gestürzt, manchmal auch in den verschiedensten Sprachen. Er beschrieb ihn als einen originellen Menschen – nervös, ja fast überspannt und außergewöhnlich empfindsam veranlagt. Gleichzeitig »war er mit grenzenloser Energie und unvergleichlicher Zähigkeit begabt; er fürchtete keine Gefahr und ergab sich niemals Widerständen [...] Ein impulsiver Mut, gepaart mit empfindsamer Schüchternheit waren die am stärksten ausgeprägten Züge seiner Persönlichkeit [...] Die kleinen hellen Augen, von dicken Augenbrauen überschattet, waren ausdrucksvoll und verrieten seine außerordentliche Intelligenz.«

Er schrieb dann auch, dass es in vieler Hinsicht Alfreds Vater Immanuel gewesen sei, der dem Sohn den Weg wies.

In jenen Tagen machten mehrere Autoren von Gedenktexen auf die faszinierende Reise aufmerksam, die die Familie zurückgelegt habe, seit Immanuel Nobel, »eine der größten Ingenieursbegabungen seiner

Zeit«, sich zu Beginn des Jahrhunderts in Stockholm durchkämpfte. Es wird behauptet, Alfred und seine Brüder hätten es geschafft, das Große zu verwirklichen, was schon Immanuel Nobel in sich hatte, dessen Verwirklichung mitzuerleben ihm aber nie vergönnt gewesen sei.

Am Morgen des 22. Dezember 1896 rollt der Waggon langsam durch die winterweiße schwedische Hauptstadt. Die Lok hält unter dem Satteldach des Stockholmer Hauptbahnhofs, wo die Lagerräume mit der größten Anzahl ankommender und ausgehender Weihnachtspakete seit der Öffnung der staatlichen Eisenbahn überfüllt sind.

Glöckchen klingen. Pferde schnauben. Alfred Nobel ist nach Hause zurückgekehrt.

TEIL 1

*»Alles das stand in
meiner Gedankenblase:
dann zerplatzte sie.«*

ALFRED NOBEL UM 1860

Die geheimen Träume

Alfred Nobel ging als der Erfinder des Dynamits in die Geschichte ein, doch er träumte sein ganzes Leben lang von einer anderen Laufbahn. Nach seinem Tod fand man in seinen Verstecken lange, schwülstige Liebesgedichte und mehrere angefangene Romane. Doch nichts von alledem, woran er insgeheim feilte, fand je den Weg zu einem lesenden Publikum. Den Druck des einzigen seiner belletristischen Werke, das publiziert wurde, – ein Theaterstück, das wenige Wochen vor seinem Tod erschien – finanzierte er selbst. Die Bücher dazu jedoch verschwanden, denn die Verwandten ließen, abgesehen von drei Exemplaren, die gesamte Auflage makulieren. Der Nachruhm des Großen sollte nicht »von einem derart schwachen Drama« beschmutzt werden.

In seinen starken Stunden sah Alfred Nobel das anders. Er hörte niemals auf, von literarischer Anerkennung zu träumen. Aber er hörte auch nie auf, sich so zu schämen, dass er alles, was er schrieb, versteckte.

Und als er es schließlich wagte, war es zu spät.

Fast sechzig Jahre sollte es dauern, bis eines seiner besten Verstecke entdeckt wurde. Eines Donnerstagsmorgens Anfang Oktober 2017 bin ich auf dem Weg dorthin. Und es ist kein gewöhnlicher Donnerstag. Seit Wochen sind die Wettfirmen schon aktiv, in den sozialen Medien springen die Namen der Topkandidaten der letzten Jahre auf und ab, und im Frühstücksfernsehen versuchen die Experten wie üblich die Zeichen des Himmels zu lesen. Erzähler oder Dichter? Schock oder Gähnen?

Als ich den Norr Mälarstrand in Stockholm entlangspaziere, sind es nur noch wenige Stunden, bis die Ständige Sekretärin der Svenska Akademien die Rokotüren des Börsensaals öffnen, über das Meer von Journalisten blicken und mit ein paar kargen Sätzen einmal mehr einen noch unwissenden Autor mit der größten Auszeichnung der Welt glücklich machen wird: dem Nobelpreis.

Eine unerwartet starke Sonne lässt das Wasser auf dem Riddarfjärden glitzern. Mein Blick wandert über das Wasser hin zur belaubten Långholmen, wo die Familie Nobel wohnte, ehe Alfred zu Beginn der 1830er-Jahre geboren wurde. Dahinter kann man Heleneborg erahnen – für mich in erster Linie ein Straßename, aber für die Familie Nobel, die in den 1860er-Jahren auf dem Gut wohnte, ein ländlich gelegenes Herrenhaus und Ort der großen Familientragödie.

Ich gehe weiter am Wasser entlang. Das Versteck, nach dem ich suche, soll sich im Kellergewölbe unter dem Riksarkivet, dem »Reichsarchiv«, befinden, das am Ende der gewaltigen Västerbron liegt. Ich gönne mir noch einen Moment oben auf der Brücke, von wo aus der Blick über Stockholm so unnatürlich schön ist. Die Sonne flutet über Riddarholmen und die Hügel von Södermalm. Hinter den Masten einiger älterer Segelschiffe schaut das Stadshuset mit seiner vergoldeten Turmspitze heraus. Dort wird im Dezember das Nobelbankett abgehalten werden.

Alfred Nobel bekam das berühmte ziegelsteinrote Rathaus Stockholms nie zu sehen, denn das Meisterwerk ist erst 1923 fertiggestellt worden. Zu Alfreds Zeit war die Halbinsel von der Eldkvarn, der »Feuermühle«, bestimmt, einer dampfgetriebenen Getreidemühle, in der man bis zum großen Brand im Jahre 1878 Mehl herstellte.

*

Das Riksarkivet liegt ein Stück den Hügel hinauf. Ich habe einen Wegweiser zu Alfreds Versteck dabei, einen Brief aus den 1950er-Jahren, der, seit ich ihn im Keller der Nobelstiftung gefunden habe, meine Neu-

gier angestachelt hat. Der Schreiber des Briefes möchte die Nobelstiftung von einem sensationellen Archivfund in Kenntnis setzen. Das, was er gefunden hat, sei »aufgrund der minimalen Größe der Stücke und des besonderen Verstecks überhaupt von niemandem gesehen worden, seit Alfred es selbst niedergeschrieben habe, zum Teil in seiner Jugend und zum Teil in seinen mittleren Jahren«. ³

Ein Archivar begrüßt mich bei den Fahrstühlen. Ich reiche ihm eine Kopie des Briefes.

»Funde, die bisherige Archivsucher und Nobelbiografen niemals in Händen hatten«, liest der Archivar und sieht mich fragend an.

»Minimale Größe«, was meint er damit wohl?

Wir fahren hinunter in das Berggewölbe. Erst in den 1970er-Jahren, zwanzig Jahre nach dem Fund, ist alles Material von Alfred Nobel von der Nobelstiftung hierher ins Riksarkivet umgelagert worden. Vierzehn Regalmeter Dokumente und Briefe sind nach einer neuen Nummerierung umsortiert worden. Niemand weiß, was mit Zetteln von minimaler Größe und in falschen Kartons passiert ist.

Wonach wir suchen, sind einige schwarze Wachstuchhefte im Format siebzehn mal zwanzig Zentimeter, Notizbücher, die auf den ersten Seiten wirken, als würden sie Skizzen über chemische Experimente enthalten. Nach mehreren Jahrzehnten im feuchten Keller der Nobelstiftung waren die übrigen Seiten der Hefte zusammengeklebt. Wahrscheinlich leer, dachten alle. Doch dann hat ein gründlicher Archivfuchs die Hefte mal umgedreht und die letzten Seiten voneinander getrennt.

Und sie waren nicht leer.

Aufgeregt schrieb der Wissenschaftler an die Nobelstiftung, dass »Alfred – wahrscheinlich, um sich Abwechslung von der wissenschaftlichen Arbeit zu verschaffen [...] – ganz einfach die Hefte umgedreht und auf den letzten Seiten manchmal mit dunkler Tinte, manchmal mit Bleistift, kleine poetische Entwürfe, Gedanken und philosophische Überlegungen von nicht geringem Wert notiert hatte.« ⁴

Seit ich diese Zeilen gelesen hatte, brannte ich darauf, diese schwarzen Wachstuchhefte einmal im Original zu sehen.

Im Berggewölbe des Archivs wird die Wärme gut gehalten. Wir kommen an einer Wand mit aufgerollten Karten aus dem 18. Jahrhundert vorbei. Auf einem Tisch stehen zwei designte Porzellantassen mit der alten schwedisch-norwegischen Unionsflagge darauf, die offensichtlich in keinen Karton gepasst haben.

Die kostbaren Nobelakten sind unter Verschluss. Der Archivar holt die Boxen und zeigt mir, wo ich sie einsehen kann. Leider liegen in fast jeder von ihnen schwarze Wachstuchhefte. Ich finde handgeschriebene Entwürfe zu zwei Romanen, auch Theaterstücke, alle mit Streichungen und Tintenflecken versehen. Von diesen Werken wussten die ersten Nobel-Biografen auch schon. Trotzdem ist es etwas Besonderes, die Originale in Händen zu halten. Hie und da erkenne ich Spuren von nachlässig, wie verzweifelt ausgerissenen Seiten, und an den ausgefranst zurückgebliebenen Fetzen kann ich sehen, dass diese Blätter mindestens ebenso eng beschrieben waren.

Und dass es nicht um chemische Experimente ging.

In einem der Kartons stolpere ich über die Entwürfe zu Alfreds wütender Auseinandersetzung in den 1860er-Jahren mit seinem Vater Immanuel über das Nitroglycerin. Die Briefkladde liegt dort im Original. Die knorrige Handschrift strahlt starke Emotionen aus, ganz anders als die stark zensierte, »für keine Seite demütigende« Version, welche die Nobelstiftung einst veröffentlichte.

Es sollte bis zum Jahr 1991 dauern, ehe auch diese heiklen Teile des Briefs publiziert wurden.⁵

Schließlich liegen noch ein paar Wachstuchhefte da, die mit der Fundbeschreibung übereinstimmen. Ich drehe eines von ihnen herum. Und tatsächlich, ganz hinten im »Laboratoriumsbuch« finde ich ein mit flüchtig hellem Bleistift niedergeschriebenes, romantisches Gedicht in zwölf Zeilen. Das Gedicht beginnt wie folgt: »Da die Nacht flieht und des Tages Dämmerung zerstreut / eines fiebrigen Schlafeslebens wilde Fantasie, / verschwunden ist das schöne Venusbild / das stundenlang seufzte in schlaflosem Rausch ...«

Auch einer der »minimal kleinen« Zettel liegt in der Box, anschei-

nend von einem Papier mit mathematischen Rechnungen abgerissen. Derselbe Bleistift? Ein Zusatz?

»Da wird entblößt des Lebens Wirklichkeit und hinterlässt
Vom Traumes Glück der Erinnerung Gespenster bloß«

So hat er das also gemacht, in all den Jahren. Von Patentanträgen einmal abgesehen hat Alfred Nobel niemals auch nur entfernt so viele technische Texte geschrieben wie literarische. Wissenschaftliche Werke aus seiner Feder würde es nie geben.⁶

*

Es schlägt ein Uhr, und in der ganzen Welt blitzen auf den Handys die Newsflashes auf. Den Nobelpreis für Literatur 2017 erhält der britische Schriftsteller Kazuo Ishiguro. In raschen Updates werden wir darüber informiert, dass der Glückliche in Japan geboren wurde, sein Heimatland aber bereits im Alter von sechs Jahren verließ.

Vor einem Wald von Mikrofonen erklärt Sara Danius, die Ständige Sekretärin der Schwedischen Akademie, dass Ishiguros Autorenschaft stark um das Verhältnis zwischen Gegenwart und Vergangenheit kreist, um das, »was Individuum und Gesellschaft vergessen müssen, um zu überleben«.

Eine Kulturjournalistin mit japanischen Wurzeln spricht warmherzig und ausführlich darüber, wie schön ihrer Meinung nach Ishiguro das einfängt, was sie das »vergeudete Leben« nennt, das Leben, das mehr hätte sein können, es aber nicht wurde.

»Welche Erinnerungen hat man zum Beispiel an ein Land, das man als Kind verlassen hat?«, fragt sie.

KAPITEL 1

»Ich habe mit dem Zaren über die Versuche von Nobel gesprochen«

Der große Krieg war nur noch wenige Monate entfernt, als Alfred Nobel zum ersten Mal Bekanntschaft mit dem Sprengstoff Nitroglyzerin machte. Man schrieb das Jahr 1854, und die schwedische Familie Nobel lebte da schon über zehn Jahre in der russischen Hauptstadt Sankt Petersburg.

Alfred war das dritte Kind in der Geschwisterschar und zwanzig Jahre alt. Er trug das dunkle Haar zum Seitenscheitel gekämmt, liebte das Lesen und träumte insgeheim davon, Schriftsteller zu werden. In seiner Kammer brachte er, von Lord Byron und Percy Bysshe Shelley inspiriert – die britischen romantischen Dichter waren seine Hausgötter –, lange philosophische Gedichte zu Papier. Gleichzeitig war Alfred zufällig derjenige der Brüder Nobel, der sich am meisten für Chemie interessierte. Er hatte sogar ein paar Monate bei einem berühmten Professor für Chemie in Paris studiert, und hier in Sankt Petersburg war sein Lehrer Nikolaj Zinin, einer der bekanntesten.

Dem jungen Alfred mangelte es nicht an naturwissenschaftlicher Begabung, wenngleich er es niemals zu einem Universitätsexamen bringen sollte. Glücklicherweise war der joviale Zinin nicht von der formellen Art, sondern pflegte einen entspannten Umgang mit den

Studenten und kannte zudem Alfreds Vater, Immanuel Nobel, was sicher eine Rolle spielte. Der vielfältig beschäftigte Immanuel Nobel hatte sich in der russischen Hauptstadt einen Namen als energischer Konstrukteur, ja eine Zeit lang auch als Erfinder einer neuen Art von Seeminen gemacht. Zwar hatten Immanuels Minen ihre Kinderkrankheiten gehabt und waren in den schwarzen Löchern der Bürokratie der russischen Marine stecken geblieben, aber Nikolaj Zinin hatte sie nicht vergessen.

Eines Tages Anfang 1854 lud der Chemieprofessor Immanuel und seinen begabten Sohn Alfred in seine Schmiede ein Stück vor den Toren von Sankt Petersburg ein. Er wollte ihnen das Nitroglycerin vorführen, den neuen spannenden Sprengstoff, den der Italiener Ascanio Sobrero ein paar Jahre zuvor hergestellt hatte.

Das Nitroglycerin war eine seltsame Sache, eine ölige und besonders launenhafte Flüssigkeit. Die zur Detonation zu bringen war keine leichte Aufgabe, und wenn es einem denn gelang, wurde die Explosion so heftig, dass der Erfinder selbst Panik bekommen und freiwillig davon Abstand genommen hatte, sein Produkt weiter zu erforschen. Ein chemisch interessantes Element, aber viel zu gefährlich, lautet Sobreros Schluss.

Vor Ort in der Schmiede wollte Nikolaj Zinin Vater und Sohn Nobel das Nitroglycerinproblem demonstrieren. Den Traum, einen effektiveren Sprengstoff als das tausend Jahre alte Schwarzpulver zu erfinden, hegten damals viele europäische Chemiker, und Sobreros neues »Sprengöl« war vielversprechend – wenn es einem nur gelingen würde, es zu zähmen. Es wie das Schwarzpulver mit einer Zündschnur zu zünden funktionierte nicht. Das Nitroglycerin brauchte zur Detonation einen kräftigen Schlag, doch auch das half nicht immer.

Professor Zinin strich Sprengöl auf einen Amboss und schlug fest mit seinem Hammer darauf. Erstaunt sahen Immanuel und Alfred, wie nur der kleine Teil der Flüssigkeit, die vom Schlag getroffen worden war, explodierte – der Rest blieb still auf dem Amboss.

Das Rätsel beschäftigte Vater und Sohn Nobel, aber da und dort konnte noch keiner von ihnen ahnen, welche große Bedeutung das seltsame Öl in ihrem Leben einnehmen sollte.

*

Alfred Nobels Leben hatte sich gewisslich zum Besseren gewendet seit der elenden Kindheit im Stockholm der 1830er-Jahre. Familie Nobel wusste, was wirtschaftliche Misere bedeutete. Einige Monate vor der Geburt des Sohnes Alfred Bernhard brannte das Haus der Familie bis auf die Grundmauern nieder. Der Baumeister und Mechaniker Immanuel Nobel, der schon zuvor schwer verschuldet war, musste Konkurs beantragen. Nur wenige Wochen nach Alfreds Geburt am 21. Oktober 1833 wurde der frischgebackene Vater im Armenhaus von Stockholm eingetragen.

Die Schulden hingen Immanuel weiter nach, und schließlich waren sowohl die Behörden als auch die zahlreichen Gläubiger es leid. Ende 1837 wurde entschieden, dass Immanuel Nobel festgenommen und in Beugehaft genommen werden sollte, wenn er nicht binnen zwei Wochen bezahlen würde. Leider fehlte es ihm immer noch an Geld. So sah sich Immanuel gezwungen, der sicheren Inhaftierung zu entfliehen. Noch vor Ablauf der Frist verließ er das Land, und seine Ehefrau Andrietta blieb mit den drei Söhnen, dem achtjährigen Robert, dem sechsjährigen Ludvig und dem vierjährigen Alfred, allein zurück. Eine einjährige kleine Tochter starb kurz darauf.

Nach einem kurzen Gastspiel im finnischen Åbo hatte Immanuel beschlossen, sein Glück in der russischen Hauptstadt Sankt Petersburg zu suchen. Das brauchte seine Zeit. Fünf schwere Jahre lang mussten Andrietta und die Kinder sich allein in Stockholm durchschlagen. In einer Schrift von Verwandten wird behauptet, dass die Brüder Nobel, um die Familie zu ernähren, gezwungen waren, auf der Straße Schwefelhölzer zu verkaufen. Doch zumindest konnten sie es sich leisten, in die Schule zu gehen, und mussten nicht wie viele

andere Armenkinder in ihrem Alter von morgens bis abends in schäbigen Fabriken schufteten.

Die Seeminen brachten die Wende. Immanuel Nobel war mit einem gut geschmierten Mundwerk, einem niemals versiegenden Strom von Ideen und trotz seiner problematischen Situation mit einer beeindruckenden Fähigkeit begabt, Kontakte zu knüpfen. In Sankt Petersburg hatte ihn dieses Talent in die Kreise um einen der wichtigsten Vertrauten des Zaren Nikolaus I. geführt, den Befehlshaber der russischen Marine Fürst Alexander Sergejewitsch Menschikow. Auf einem Empfang in Menschikows schickem Palast belauschte Immanuel zufällig eine Diskussion zwischen zwei Experten der Marine in Sachen Seeminen. Sie hatten Probleme mit der Fernsteuerung. Immanuel dachte schnell nach und schlug eine Lösung vor. Kurz darauf hatte er eine mit Schwarzpulver gefüllte Seemine konstruiert, die sowohl die russischen Marineexperten wie auch den Fürsten Menschikow und den Zaren jubeln ließ. Immanuels Mine benötigte keine Fernsteuerung, sie explodierte, wenn das Schiff auf sie traf.

So kam es, dass die Familie Nobel zum Sprengstoff kam, »wie der Zufall oft die Hand des Menschen leitet«, wie Immanuel später feststellen sollte. Hinterher behauptete er, dass er sich vor dem Schritt gefürchtet habe, aber zu dem Schluss gekommen sei, das Wagnis sei gerechtfertigt. »Als die Idee zu dieser Waffe in mir reifte, war mein Ziel nicht, den Krieg blutiger oder zerstörerischer zu machen, sondern vielmehr, Kriege zu erschweren und in ihren gegenwärtigen Dimensionen unmöglich zu machen. Dergestalt, dass man das Vorrücken eines Feindes mit so großen Opfern verknüpfte, dass eine Kriegserklärung gleichbedeutend mit der Ankündigung des eigenen totalen Untergangs wäre.«

Diese Gedanken sollte Alfred Nobel viele Jahre später wiederholen.

Zar Nikolaus I. zahlte dem Ausländer Immanuel Nobel unter der Bedingung, dass er »sein Geheimnis keinem anderen Staat offenbarte«, 25 000 Silberrubel für seine Erfindung.

An Alfred Nobels neuntem Geburtstag, dem 21. Oktober 1842,

konnte Mutter Andrietta endlich für sich selbst und die Kinder einen Reisepass nach Sankt Petersburg abholen. Sie reisten ab.

*

Die schwedischen Reisepässe der Familie Nobel galten bisher als für die Nachwelt verloren. Doch das historische Archiv des russischen Geheimdienstes in Moskau ist eine Goldgrube. Einhundertfünfundsiebzig Jahre später finde ich sie dort mithilfe eines russischen Researchers. Die Pässe sind gut erhalten, Stempel und rote Siegel sind intakt. Der Sammelpass von Andrietta und den Kindern hat große gelbe Flecken. Aus den handschriftlichen Notizen auf der Rückseite geht hervor, dass sie am 27. Oktober 1842 auf der Polizeistation von Åbo registriert wurden. Da enden die Notizen.

Im selben Archiv findet sich ein umfangreiches Register über alle Ausländer, die in Sankt Petersburg ankamen. Schon damals war der russische Geheimdienst gründlich. Es dauert eine Weile, Andrietta und die Söhne zu finden. Erst am 26. Februar 1843 wird ihre Ankunft in der russischen Hauptstadt registriert.

Wie sie sich gelehrt haben müssen, wie sie die Tage gezählt haben müssen! Was war passiert? Ob jemand krank wurde? Wir können nur raten. Als sie schließlich ankommen, hinterlässt Andrietta bei der russischen Polizei nicht mehr Informationen, als von ihr verlangt werden. Sie gibt an, die Ehefrau des Fabrikbesitzers Immanuel Nobel zu sein und dass sie mit ihren gemeinsamen Kindern nach Sankt Petersburg gekommen sei, um sich in seinem Zuhause auf der »Lit. 4 Nr. 400« (heute Litejnyi Prospekt 34) niederzulassen.

*

Immanuel Nobel hatte seine mechanische Werkstatt vom neu renovierten Winterpalast aus gesehen auf der anderen Seite der Newa, am Ufer des Nebenflusses Große Newka. Der Stadtteil hieß Peterburgskaya

Storona (die Petrograder Seite, heute Petrogradskaya) nach der ungefähr einen Kilometer entfernten Peter-und-Paul-Festung.

Die Familie wuchs. Während der ersten Jahre in Sankt Petersburg brachte Andrietta zwei weitere Söhne, Emil und Rolf, zur Welt und später noch ein kleines Mädchen, das im Alter von nur zwei Jahren starb. Nach einiger Zeit zogen die Nobels in ein Haus direkt neben der Werkstatt an der Großen Newka, ein neoklassizistisches Holzhaus aus dem späten 18. Jahrhundert, das von einer Witwe vermietet wurde. Das stilechte eingeschossige Haus unterschied sich laut der Familie »beträchtlich von der ärmlichen Tristesse der Umgebung«. Zum Ufer hin war die Fassade des Hauses mit vier mächtigen weißen Pfeilern geschmückt, und auf beiden Seiten des Eingangs thronte ein weißer Löwe.

In dieser Villa sollte Alfred Nobel die größte Zeit seiner zwanzig Jahre in Russland verbringen. (Das Haus, das heute die Adresse Petrogradskaya Naberezjnaya 20 tragen würde, wurde im Zweiten Weltkrieg abgerissen.)

Der Stadtteil Peterburgskaya Storona war eigentlich eine Insel und zu jener Zeit der Stadtrand. Das Viertel, in dem die Familie Nobel wohnte, war von Gemüseplantagen, Fabriken und Arbeiterwohnungen geprägt. Hier war kaum etwas vom mondänen Gesellschaftstrubel der Innenstadt zu merken, und es gab definitiv keine Theater und kaum irgendwelche Lokale. In einem zeitgenössischen Essay wird die Petrograder Seite als die Gegend bezeichnet, wo sogar arme Beamte fast gratis ein Stück Sumpfboden erstehen, sich dann nach und nach ein Holzhaus aus billigen Materialien bauen und schließlich, wenn sie mit grauen Haaren in Rente gingen, für den Rest ihres Lebens dort einziehen konnten. »Auf diese Weise wuchs dieser seltsame Stadtteil heran, der überwiegend aus kleinen Häusern bestand [...] mit grünen Fensterläden, immer mit einem Garten und einem Kettenhund im Hof. Hinter den Baumwollgardinen in den Fenstern konnte man Töpfe mit Pelargonien, Kakteen oder Reseda erkennen und einen Käfig mit einem Kanarienvogel oder Zeisig darin. Kurz gesagt, eine patriarcha-

lische, idyllische und ländliche Welt«, heißt es in einer anderen zeitgenössischen Schilderung des Peterburgskaya Storona.

Während des dunklen Teils des Jahres war die Petrograder Seite abgeschnitten, denn es gab keine festen Brücken über die Newa. Wenn das Eis sich endlich hob, warteten alle darauf, dass der Kommandant der Peter- und-Paul-Festung als erster Mann die Newa mit seinem Boot überqueren würde. Danach fanden sich Segelschiffe und Jollen auf dem Wasser ein. Bewegliche Pontonbrücken wurden ausgelegt, und Straßenhändler, Musikanten und Künstler bevölkerten die labyrinthischen Straßen und Gassen von Peterburgskaya. Innenstädter, die Gärten anschauen und etwas Landleben genießen wollten, kamen mit ihren Droschken angefahren. Zumindest diejenigen, die keine eigenen Datschen hatten.

Im Sommer konnte man das Vieh sehen, das hier graste. Am Karpowka-Bach, gleich nördlich vom Haus der Nobels, waren Gänsekämpfe ein beliebtes Volksvergnügen, und auf dem etwas entfernten Markt bei Sytnyi konnte man gut Fisch und Honig kaufen. Da wurde schwarzer Kaviar in großen Tonnen verschachert und »russische Trauben« (Moosbeeren) und Pilze, wenn die Saison dafür kam. Man musste nicht reich sein, um zu einem Kurzen einen anständigen Löffel russischen Kaviars angeboten zu bekommen.

Peterburgskaya lebte auf, doch brachte der Sommer auch seine Prüfungen mit sich. Mit Schrecken werden die Staubwolken beschrieben, die an den Straßen entlangwirbelten, und die quälenden Mückeninvasionen. Die magischen »Weißen Nächte« des Sankt Petersburger Sommers entschädigten für das meiste, doch sie währten nicht ewig. Kaum hatte das Laub begonnen, sich zu verfärben, nahmen auch Licht wie Trubel langsam ab. Das Volkstreiben erstarb. Der Herbst kam und mit ihm die Überschwemmungen, die die Häuser ruinierten und manchmal auch Menschenleben forderten. Da verwandelten sich große Teile der Petrograder Seite in einen schwer zu begehenden Lehmsumpf, und es gab keine Droschken, die bereit waren, in die dunklen Gassen dieses »Reichs aus dickem und unendlichem Schmutz, die niemals trocken,« zu fahren.

Glücklicherweise gehörte das Ufer der Großen Newka, an dem die Familie Nobel jetzt wohnte, zu den verschonten Gebieten. Je näher man zur Newka kam, desto mehr Aristokraten begegnete man und desto weniger abgehalfterten Schauspielern, faulen Beamten, verkanteten Dichtern und unglücklichen reichen Witwen, die ansonsten den Stadtteil auszumachen schienen.

Danach kam der Winter, der alle ohne Unterschied traf, der Winter mit seiner rauen Feuchtigkeit, den schneidenden Ostwinden und der zunehmenden Dunkelheit. Das war eine Zeit, in der die geduldigen Bewohner der Petrograder Seite in eine Art Winterschlaf versanken, sich zurückzogen und sich die Zeit damit vertrieben, reihum kleine Feste zu organisieren.

Die Stadt, in der Alfred Nobel aufwuchs, wurde damals als ein Ort beschrieben, an dem man »von 365 Tagen des Jahres mit 162 rechnen muss, an denen es unausgesetzt friert, 59, an denen es nur morgens und abends friert, und 144 Tagen ohne Frost«. Es war eine Stadt, in der das Geräusch klappernder Hufe ständig von den Militärparaden des Zaren übertönt wurde, die zeitweilig so häufig stattfanden, dass sie die Grundstimmung der Stadt beeinflussten. »Dieser Granit, diese Kettenbrücken, dieses ausdauernde Getrommel, alles das hat einen bedrückenden und niederschmetternden Einfluss«, seufzte ein zeitgenössischer oppositioneller Schriftsteller.

*

Immanuel Nobel betrieb seine mechanische Werkstatt zunächst mit einem russischen Kompagnon, dem Oberst Nikolaus Alexandrowitsch Ogarjow. Als dieser Anfang der 1850er-Jahre zum kaiserlichen Generaladjutanten befördert wurde, holte Immanuel an dessen Stelle nun seine erwachsenen Söhne Robert, Ludvig und Alfred in das Unternehmen. Der Betrieb wurde in »Nobel & Söhne Gießereien und mechanische Werkstätten« umbenannt (Fonderies et Ateliers Mécaniques Nobel et Fils).

Familie Nobel war in einer ungewöhnlich dynamischen Zeit nach Russland gekommen. Die industrielle Revolution hatte sich von England über Westeuropa ausgebreitet und war jetzt Mitte des 19. Jahrhunderts auch bis in das Russland Nikolaus I. vorgedrungen. Der Puls stieg, und die Entfernungen wurden kleiner. Die meisten Länder betrieben schon einige Eisenbahnlinien, und in Russland war 1851 die wichtige Strecke zwischen Sankt Petersburg und Moskau in Betrieb genommen worden.

Auch die Kommunikation zwischen den Ländern veränderte sich auf ganz neue Weise. In den USA hatte ein paar Jahre zuvor Samuel Morse einen ersten elektrischen Telegrafen zwischen Washington und Baltimore eingerichtet. Auch wenn dieses Gerät zunächst mehr als Kuriosität betrachtet wurde, stand doch eine Revolution im schnellen Informationsaustausch unmittelbar bevor. Als der Holländer Paul Reuter allerdings 1850 ein Nachrichtenbüro zur Vermittlung von Börsenkursen gründete, verließ er sich doch lieber noch auf eine Armada von Brieftauben.

Die Dampfmaschinen wurden immer zahlreicher, und sie wurden besser. Auf der anderen Seite des Atlantiks hatte ein schwedischer Emigrant, der Ingenieur John Ericsson, gewisse Erfolge mit einer selbst konstruierten Maschine zur Nutzung des Dampfes, dem sogenannten Heißluftmotor. Der Apparat klang so vielversprechend, dass Immanuel Nobel seinen Sohn Alfred über den Atlantik in die USA schickte, damit er versuchen sollte, Zeichnungen davon zu bekommen.

Nicht alle waren vom Heißluftmotor gleichermaßen beeindruckt. Der zeitgenössische Wissenschaftler, der die Entwicklung der Technik im 19. Jahrhundert am meisten beeinflussen sollte, der Brite Michael Faraday, hatte Ericssons Erfindung schon früh aussortiert. Nach Meinung von Faraday war nicht die Heißluft die Technik der Zukunft, sondern die Elektrizität.

Seit Urzeiten hatte der Mensch elektrische Phänomene bemerkt und sie als spannende Naturkräfte betrachtet – Blitze am Himmel oder statische elektrische Reaktionen. Als der Italiener Alessandro Volta

1798 die erste stabile elektrische Batterie entwickelte, begann man zu ahnen, was das bedeuten könnte, wusste aber immer noch nicht mehr, als was Volta gezeigt hatte: »dass, wenn zwei Metalle nahe beieinander platziert wurden, es geschah, dass sie in einem Draht, der sie verband, einen knisternden Strom produzierten«. Es sollte noch bis in die 1890er-Jahre dauern, ehe die Elektronen identifiziert wurden, eine Leistung, für die übrigens der britische Wissenschaftler J. J. Thomson 1906 mit dem Nobelpreis belohnt wurde.

Michael Faraday hatte sich für die neue Wahrnehmung interessiert, die eine Verbindung zwischen Elektrizität und Magnetismus vermuten ließ. Er war dann auch derjenige, dem es gelang, die Verbindung zu ergründen. In verschiedenen Experimenten zeigte er, dass eine mit stromleitendem Draht umwickelte Spule magnetisch wurde, wenn der Strom eingeschaltet wurde. Im umgekehrten Fall funktionierte es auch: Wenn er in der Nähe des Drahtes einen Magneten hin und her führte, leitete er Strom. Magnetische Wellen wurden in Bewegung gesetzt und erzeugten einen elektrischen Strom, ohne dass man einen Draht zur Überführung benötigte. Seine Erkenntnis stellte einen gigantischen Schritt nach vorn dar. Faraday hatte die unsichtbaren elektromagnetischen Felder entdeckt und den Grundstein für den elektrischen Motor gelegt. Doch in der wissenschaftlichen Welt begegnete man ihm immer noch mit Skepsis. Er musste jemanden finden, der ihm dabei half, die elektromagnetischen Felder mathematisch zu beweisen.

In Sankt Petersburg entschied sich Immanuel Nobel dafür, auf den Heißluftmotor zu setzen und zu versuchen, ihn mithilfe der Zeichnung, die Alfred hatte besorgen können, weiterzuentwickeln. Ein paar Monate vor dem spannenden Nitroglyzerinexperiment in Professor Zinins Schmiede hatte Immanuel um eine Audienz bei Großfürst Konstantin, dem Sohn von Zar Nikolaus I., gebeten. Laut einer Petersburger Zeitung stellte er ihm eine »bemerkenswerte Verbesserung« des sagenumwobenen Heißluftmotors vor.

Zar Nikolaus I. sah nach wie vor mit wohlwollendem Blick auf den erfinderischen Schweden, dessen mechanische Werkstatt, *Nobel &*

Söhne, blühte und dem man alles anvertrauen konnte, von geschmiedeten Treppengeländern und gegossenen Wagenrädern bis zur Installation moderner Heizkamine in den Militäranlagen des Zaren und so fort. Die drei erwachsenen Söhne, Robert (vierundzwanzig), Ludvig (zweiundzwanzig) und Alfred (zwanzig), schienen mindestens ebenso umtriebig zu sein. Immanuel war stolz auf sie. Wie er in jener Zeit seinem Schwager in Schweden schrieb: »Wovon die Vorsehung dem einen weniger mitgegeben hat, scheint der andere umso mehr zu besitzen. Nach meiner Einschätzung besitzt Ludvig den meisten Erfindungsreichtum, Alfred den größten Arbeitsfleiß und Robert den umfassendsten Spekulationsgeist, mit einer Hartnäckigkeit, die mich schon oft erstaunt hat [...].«

Das Militär des Zaren hatte bis dato noch keinen Nutzen aus Immanuel Nobels Seeminen gezogen. Das spielte keine große Rolle. Mit dem drohenden Krieg, der schon länger wie eine dichte Nebelwolke über Europa hing, hatte das Interesse des Winterpalastes an Nobel & Söhne kaum abgenommen.

Schon bald würden die Minen wieder ins Gespräch kommen, und da würde Immanuel Nobel dem Zaren eine ganz neue Idee präsentieren können, diesmal inspiriert von dem russischen Chemieprofessor Nikolaus Zinin.

*

Zar Nikolaus I. hatte gleich von Beginn seiner Regentschaft an den milden Westwinden, die das politische Klima in der Regierungszeit seines Vorgängers, seines mehr reformorientierten und liberalen Bruders Alexander I., ein Ende gemacht. Nach Amtsantritt des neuen Zaren 1825 war rasch wieder die Zensur eingeführt worden, und Nikolaus I. setzte eine gefürchtete Sicherheitspolizei, die so genannte Dritte Abteilung ein, deren Aufgabe es war, alles zu unterdrücken, was nach Opposition roch. Die Ministerien wurden beordert, eine stärker nationalistische Ideologie zu verbreiten. Im öffentlichen Russland bekamen

drei Schlüsselbegriffe höchste Priorität: »Alleinherrschaft, Orthodoxy und Nationalität.«

Oppositionelle, die Karikaturen von der Unterdrückung entwarfen, wurden gemäßregelt. Es ging nicht an, dass der vielleicht schärfste Verkünder der Wahrheit, Nikolaus Gogol, die Hauptstadt Sankt Petersburg mit dem Reich des Todes verglich. Der Chef der Dritten Abteilung verkündete neue Richtlinien: »Russlands Vergangenheit war erstaunlich, seine Gegenwart ist mehr als großartig, und was die Zukunft angeht, so ist sie größer, als man es sich in seinen wildesten Fantasien vorstellen kann. Aus diesem Gesichtswinkel soll russische Geschichte studiert und aufgeschrieben werden.«

Doch in einem Punkt machte das Regime Nikolaus I. dennoch Hoffnung. Abgesehen von einer Reihe militärischer Eskapaden im Kaukasus hatte Russland eine lange Periode des Friedens und relativ erfolgreicher Sicherheitspolitik verbracht.

Der zwanzigjährige Alfred Nobel machte gute Miene zu den Geschäften des Familienunternehmens, doch innerlich empfand er nichts als Ekel für die russische Zarenfamilie. Oder wie er über den Zaren und seine Ehefrau in einem seiner Schreibtischgedichte aus jener Zeit schreibt: »Die Vordersten von ihnen, ein Mörder und eine Dirne, passen gut in das Gefängnis und Bordell eines Verrückten – ein wahrhaft fürstliches Gefolge, mögen Narren und Huren applaudieren. Die Hoffnung einer Nation? Seht ihr denn nicht? Heraus mit der Wahrheit! Weg mit dem Schleier!«

Mit seiner wachsenden Skepsis war er nicht allein. Diplomaten vor Ort in Sankt Petersburg berichteten nach Hause von dem arroganten und aufgeblasenen Alleinherrscher, der binnen kurzer Zeit um zehn Jahre gealtert und sowohl moralisch wie physisch tief gesunken zu sein schien. Nach Worten des Ideenhistorikers Isaiah Berlin war die Zeit zwischen 1848 und 1855 »die dunkelste Stunde während der Nacht des russischen Obskurantismus im 19. Jahrhundert«.

Sonderlich friedliebend war der Zar auch nicht mehr. Die Spann-

gen in Europa hatten die Obergrenze erreicht, und die Frage war nicht mehr, ob, sondern nur wann der Krieg ausbrechen würde.

Offiziell ging es bei den Unstimmigkeiten um den Schlüssel zur Geburtskirche Christi in Bethlehem und den Zugang zu einer Reihe anderer heiliger Plätze in Palästina, das seit mehreren Hundert Jahren zum Osmanischen Reich gehörte. Im Epizentrum des Konflikts standen Russland und Frankreich, selbst ernannte Beschützer der Tausenden orthodoxen respektive katholischen Gläubigen in der muslimischen Welt. Beide Länder erhoben Anspruch darauf, die Interessen aller Christen zu vertreten. Es war ein Kampf zwischen zwei Kaisern: zwischen Zar Nikolaus und dem selbst ernannten Napoleon III. (zuvor französischer Präsident unter dem Namen Louis Napoleon Bonaparte).

Die Sultane in Konstantinopel pflegten über die Jahre die unglückselige Neigung, beiden Parteien gleichzeitig den Schutz der begehrten Orte zu versprechen, und zwar zuletzt 1852. Im Februar jenes Jahres hatte die osmanische Führung zunächst den katholischen Anspruch Napoleons III. bestätigt, um nur wenige Monate später den Drohungen des orthodoxen russischen Zaren nachzugeben. Napoleon III. hatte als Antwort darauf ein Kriegsschiff in Gefechtsbereitschaft versetzt, woraufhin der Sultan erneut ins Schwanken geriet und rechtzeitig zu Weihnachten den Franzosen die Schlüssel zur Geburtskirche in Bethlehem überreichte.

Zar Nikolaus war außer sich vor Wut. Im Frühjahr 1853 schickte er einen Gesandten nach Konstantinopel, der den Sultan entweder überzeugen oder so weit einschüchtern sollte, dass er die christlichen Privilegien Russland überließe. Der Name des Gesandten war in der Familie Nobel wohlbekannt. Er hieß Fürst Alexander Sergejewitsch Menschikow und war der Oberbefehlshaber der russischen Marine. Es war der Mann, der während eines Empfangs in seinem Palast Immanuel Nobel dazu ermuntert hatte, von seiner Idee der Seeminen zu berichten.

Der inzwischen fünfundsechzigjährige Menschikow war fünfundzwanzig Jahre zuvor von einer türkischen Kanonenkugel entmannt

worden und so vielleicht nicht der ausgewogenste Sendbote. Während seines Besuchs in Konstantinopel verschärfte er die Tonlage mit einem unnötigen Ultimatum, das der Sultan ablehnte. Nikolaus I. sah keinen anderen Ausweg als eine Antwort mit Waffen. Er wählte einen vorsichtigen Ansatz und ließ russische Streitkräfte lediglich in zwei kleinere osmanische Fürstentümer – Moldawien und die Walachei – einmarschieren, um Reaktionen der anderen Großmächte zu vermeiden.

Diese Vorsicht war nicht unberechtigt, denn hinter den schönen Worten der rivalisierenden Kaiser über die Wahrung ihrer christlichen Interessen lauerten Nationalismus, Expansionsträume und ein dreistes weltpolitisches Machtspiel, das selbst das damals mächtigste Land der Welt, Großbritannien, berührte. Das Osmanische Reich war im Zerfall begriffen, und es war kein Geheimnis, dass der Zar die Kontrolle über Konstantinopel und damit über das gesamte Schwarze Meer gewinnen wollte. Seine Ambitionen schreckten Großbritannien auf, das darin eine akute Bedrohung seiner Handelsverbindungen in die Kronkolonie Indien sah. Aus striktem Eigeninteresse übernahm nun die Londoner Regierung die Rolle der Verteidigerin des osmanischen Konstantinopel.

Zar Nikolaus I. hatte allerdings damit gerechnet, dass die anderen europäischen Großmächte seine mickrigen Truppenbewegungen in Moldawien und der Walachei unbeantwortet lassen würden. Doch da täuschte er sich. Nach dem russischen Einmarsch im Frühjahr 1853 schickte England sofort sechs Kriegsschiffe ins Mittelmeer, wo sie, ebenso wie die französischen, bei den Dardanellen in Bereitschaft lagen.

Am Sonntag, dem 2. Oktober 1853, wurde Sankt Petersburg von einem schrecklichen Sturm heimgesucht. Zwei Tage später stellte der Sultan von Konstantinopel sein Ultimatum und erklärte nach dem Ablauf den russischen Eindringlingen den Krieg, und schon bald tobten die Kämpfe zwischen russischen und osmanischen Truppen.

Ende November führte Admiral Menschikow die russische Flotte

zu einem ersten größeren Sieg an der Schwarzmeerküste des Osmanischen Reiches. Die übrigen Großmächte hielten bis dahin noch still.

*

Die russische Armee hatte ihre großen Zeiten hinter sich. Schlecht ausgebildete Soldaten schleppten immer noch uralte Musketen mit Steinschloss herum. Das technische Entwicklungsniveau der Flotte sah kaum besser aus. Großbritannien und Frankreich besaßen zusammen siebzehn hypermoderne, dampfgetriebene Propellerschiffe, Russland kein einziges. Nach Ansicht des russischen Militärhistorikers Wladimir Lapin taugten die russischen Segelschiffe, die man damals noch hatte, allenfalls dazu, versenkt zu werden, um Fahrwege zu blockieren.

Die russische Marineführung hatte Probleme, und es eilte. In dieser Situation waren findige Entwickler wie Immanuel Nobel von unschätzbarem Wert. Nur eine Woche nach dem Ultimatum des Sultans erhielt Immanuel Nobel, ebenso wie viele andere Fabrikanten in Russland, ein Schreiben von der russischen Regierung. Sie wurden ermahnt, schnell die Produktion von dampfgetriebenen Schiffsantrieben nach dem britischen Modell für die russische Flotte zu starten. Das Angebot war verlockend, da die russische Marine gleich von Anfang an fortlaufende Bestellungen versprach. Wer schnell auf diesen Zug aufsprang, konnte damit rechnen, eine langfristige und umfangreiche Motorproduktion für russische Kriegsschiffe aufbauen zu können.

Die Firma Nobel & Söhne ließ sich das nicht zweimal sagen. Schon im Dezember unterschrieb das Unternehmen einen Vertrag über Dampfmotoren für drei große 84-Kanonenschiffe, die *Gangut*, die *Wolga* und die *Retwizan*. Vielleicht hatten die Nobels schlicht einen Vorteil vor anderen: Immanuel und seine Söhne bewegten sich vertraut im militärindustriellen Umfeld, und der Familienbetrieb war zudem bereits in die Kriegsvorbereitungen involviert. Im April 1853 hatte Nobel & Söhne einen Vertrag für den Bau von drei Lagerhäusern für Artillerie und Lebensmittel am russischen Flottenstützpunkt Kron-

stadt unterschrieben, der wie eine Festung auf einer Insel in der Einfahrt nach Sankt Petersburg lag.

Krieg bedeutete nicht für alle schlechte Zeiten, im Gegenteil. Immanuel Nobel nutzte die Gelegenheit, auch seine alten Zeichnungen für Seeminen wieder hervorzuholen. Im Marinehistorischen Archiv Russlands findet sich ein bisher unbekannter Briefwechsel zwischen dem Schweden und der russischen Militärführung, der zeigt, dass Immanuel, von Zinins Experiment inspiriert, plante, sein Produkt zu verfeinern. Ende März 1854 schrieb Immanuel Nobel an den Generalingenieur der Verteidigungsanlage Kronstadt und bot über Dampfmaschinen und Lagergebäude hinaus auch seine Seeminen an. Er schlug zwei verschiedene Typen vor: zum einen Minen mit Schwarzpulver, zum anderen Minen mit »der explosiven Kraft des Nitroglyzerins«. (Immanuel schrieb *Proglyzerin*, eine frühe Bezeichnung für Nitroglyzerin.)

Ein neuer Sprengstoff? Der Generalingenieur in Kronstadt wendete sich sofort an den neuen Flottenminister und Sohn von Zar Nikolaus, den jungen Großfürsten Konstantin. In einem auf den 27. März 1854 datierten Brief schrieb der Oberbefehlshaber von Kronstadt:

»Nachdem Eure Kaiserliche Hoheit von Kronstadt abgereist war, erhielt ich vom Ausländer Nobel einen Brief über schwimmende Minen, die er der Verteidigung von Kronstadt anbietet, und ich betrachte es als meine Pflicht, Eure Kaiserliche Hoheit zu bitten, an dieser Information teilzuhaben, da Nobels Angebot meiner Meinung nach beachtenswert ist.

Im Falle es sich ereignen sollte, dass Eure Hoheit die Sache mit Nobel diskutieren möchte, ist er beordert worden, Eure Hoheit in Sankt Petersburg aufzusuchen.«

Tags darauf befand sich Russland im ersten europäischen Krieg seit dem Fall Napoleons im Jahre 1815.

Großbritannien und Frankreich hatten sich so lange wie möglich aus den russisch-osmanischen Streitigkeiten herausgehalten. Im Januar 1854 hatten die britische und die französische Flotte sich allerdings ins Schwarze Meer begeben, um den Druck auf Oberbefehlshaber Menschikow zu verstärken, der sich im russischen Stützpunkt Sewastopol auf der Krim aufhielt. Dennoch zog sich die ersten Wochen der Zwischenzustand gegenseitiger Abschreckung hin, der in der britischen Oberhausdebatte »weder Krieg noch Frieden« genannt wurde.

Erst zum Monatswechsel Februar/März formulierten Großbritannien und Frankreich schließlich ihr Ultimatum: Russland sollte schnellstmöglich seine Truppen aus den osmanischen Fürstentümern abziehen. Eine Weigerung oder Schweigen würde »gleichbedeutend mit einer Kriegserklärung« aufgefasst. Zar Nikolaus I. wählte das Schweigen, und am 28. März erklärten auch Großbritannien und Frankreich Russland den Krieg.

Nun machten sich weitere britische und französische Schiffe mit Soldaten auf die mühevollen Reise zur Krim, während gleichzeitig eine weitere Front im Norden vorbereitet wurde. Der britische Vizeadmiral Charles Napier war bereits mit seiner großen Flotte Richtung Ostsee unterwegs. Königin Victoria von England, die sich so lange wie möglich einem Krieg widersetzt hatte, war am Kai von Portsmouth zugegen gewesen und hatte Napiers *Duke of Wellington* verabschiedet. Kriegslüsterne britische Journalisten sagten Napier und seiner Flotte, die bald durch neunzehn französische Schiffe verstärkt werden sollte, »unerhörte Siege« voraus.

Der Befehlshaber Charles Napier war ein achtundsechzigjähriger hitzköpfiger Schotte mit einer langen Liste an Meriten, unter anderem aus dem Napoleonischen Krieg. Im Laufe der Jahre hatte er sich als abenteuerlicher Prahler, stolz und streitlustig, einen Namen gemacht. In seinem Buch *Crimea* über den Krimkrieg beschreibt der Autor Trevor Royle den gealterten Napier als zügellosen Whiskeykonsumenten und seltsame Doppelnatur: »Der gepriesene Krieger, der in seinem Innern an seiner Kriegstauglichkeit zweifelte, in der Öffent-

lichkeit der Held, der privat ein Aufschneider war. Bei Napier gab es keinen Mittelweg [...]»

Mitte April traf die britische Flotte in der Ostsee ein. Erste Sondierungen ergaben, dass immer noch russische Schiffe im zugefrorenen Finnischen Meerbusen festsaßen. Admiral Napier beschloss, nichts zu unternehmen und vor der schwedischen Insel Älvsnabben auf Tauwetter zu warten. »Noch vor Ende des Sommers kann ich in Kronstadt oder im Himmel sein«, soll der überdramatisch veranlagte Befehlshaber vor der Abreise aus Großbritannien schwadroniert haben. Doch diejenigen, die sich mit ihm in der Ostsee befanden, schrieben besorgte Briefe nach Hause, dass Napier nervös wirken würde.

Wie auch immer es um die Sache stand, in Sankt Petersburg hatte derweil Immanuel Nobels Angebot höchste Priorität bekommen.

Der Brief aus Kronstadt über die Nobel-Minen erreichte die Zarenfamilie ungefähr zeitgleich wie die Kriegserklärung Großbritanniens und Frankreichs. Das Angebot hätte nicht passender kommen können, und jetzt ging es durch. Schon am 3. April hatte Zar Nikolaus I. den Brief gelesen und der Beurteilung der Kronstädter Führung zugestimmt, dass man diese Gelegenheit »nicht verpassen« dürfe, auch wenn niemand sicher wissen konnte, wie gut die Minen funktionieren würden.

Der Zar signierte den Brief persönlich mit seiner Entscheidung: Herstellen!

Zwei Wochen später machte die Firma Nobel & Söhne einen Vertrag mit dem russischen Verteidigungsministerium über die Herstellung und Platzierung von vierhundert Seeminen »mit dem Ziel, große feindliche Schiffe im Finnischen Meerbusen zu zerstören und zu versenken«.

Das Honorar war ungeheuer hoch: 60 000 Rubel oder etwa vier Millionen Kronen (400 000 Euro) in heutiger Währung. Es war eilig, und die Nobels versprachen, die ersten hundert Minen bereits Mitte Mai fertiggestellt zu haben.

Gleichzeitig ging die intensive Arbeit an den Dampfmotoren weiter. Die Firma Nobel & Söhne musste ihre gesamte Tätigkeit umorganisie-

ren, und um das zu schaffen, mussten alle Bauarbeiten und einfacheren Schmiedeaufträge gestoppt werden. Trotzdem wurde rund um die Uhr geschuftet. Ludvig Nobel beschreibt es so, dass die Kriegsjahre für sie alle vier von »ununterbrochener fiebrhafter Arbeit« gekennzeichnet waren. Bald sollten sie über tausend Angestellte haben – und doch war es notorisch schwer, ausreichend kompetentes Personal zu finden.

In der russischen Verwaltung wurde ziemlich gemurrt, weil den Schweden ein ungewöhnliches Sahnehäubchen geschenkt wurde. Im Marineministerium war man fassungslos über den schnell gemachten Minenvertrag und die gedankenlos großzügigen Bedingungen, die rausgehauen worden waren, ohne dass einer ihrer Experten die Möglichkeit bekommen hatte, seine Meinung dazu zu sagen. Sogar der Großfürst Konstantin Nikolajewitsch, der Sohn des Zaren, war besorgt: »Ich habe mit dem Zaren über Nobels Versuch gesprochen. Meiner Meinung nach ist er [Nobel] offenkundig begabt, doch oft erhitzt er sich über seine Erfindungen, und deshalb muss man mit ihm äußerst vorsichtig sein«, schrieb er in einem persönlichen Brief an die Führung in Kronstadt. »Sollte Nobel irgendwelche unvernünftigen Direktiven verlangen, dann ist es erforderlich, kraftvoll zu protestieren und uns dadurch vor Elend zu schützen.«

Nicht einmal in Kronstadt waren alle dem Projekt gegenüber positiv eingestellt. »Soweit ich es nach dem, was ich bisher gehört habe, beurteilen kann, sind Nobels Minen reine Dummheit, ebenso ungefährlich für uns wie für andere«, schrieb einer der Generalgouverneure an den Großfürsten Konstantin.

Aber der Zar setzte auf den Schweden. Nichts durfte »Fabrikant Nobels« Einsatz für die russische Kriegsmacht behindern. Die Sonderbehandlung wurde fortgesetzt. Im Mai 1854 sah es zum Beispiel so aus, als würde eine längst beschlossene Verbreiterung der Straße den notwendigen Ausbau von Immanuel Nobels Fabrik stoppen. Da griff Zar Nikolaus schnell ein und nahm den Beschluss zum Straßenbau zurück. »Fabrikant Nobel soll seinen Flügel bauen«, schrieb der Zar in seiner Begründung.

Das Kriegsfrühjahr 1854 bedeutete für Immanuel Nobel und seine ältesten Söhne ständige Fahrten zur Festung Kronstadt. Erst sollten sie notwendige Experimente durchführen und dann die Minen auslegen. Die Eile brachte es mit sich, dass sie die Idee, Nitroglyzerin zu verwenden, aufgeben mussten, denn sie schafften es nicht, die Explosionen in den Griff zu kriegen. Binnen kurzer Zeit vierhundert Schwarzpulverminen zu besorgen war nun einmal alles andere als einfach. Sie waren im Stress.

Die neuen Archivreise zeigen, dass Alfred Nobel einen Großteil der Korrespondenz des Familienunternehmens mit den Behörden übernehmen musste. Normalerweise schrieb er auf Französisch, doch einige der Briefe sind auch auf Russisch geschrieben. Alfred war es auch, der parallel zum Minenprojekt den Transport von 123 000 Rubel (ungefähr acht Millionen Kronen/800 000 Euro) aus Russland heraus organisieren musste – kein leichtes Unterfangen mitten in einem lodernen Krieg. Das Geld war für den Import von Material für die Dampfmaschinen vorgesehen. Alfred schickte den Antrag auf Genehmigung weg, hätte aber fast die rechtzeitige Antwort verpasst. Seine Entschuldigung auf Russisch lautete: »Ich war in Kronstadt.«

Ludvig widmete sich hauptsächlich den Dampfmaschinen, während Robert den schweren Auftrag haben sollte, die Minen auszulegen. »Es ist noch nie mehr Energie und größere Vielfalt bei einem mechanischen Werk aufgeboden worden«, war Ludvigs Beschreibung dieser Jahre.

Die neue Nobel-Mine war aus Zink gefertigt und hatte eine konische Form. Immanuel und seine Söhne ließen sie mit vier Kilo Schwarzpulver füllen und platzierten darauf ein Glasröhrchen mit leicht entzündlichen Chemikalien. Die Mine sollte direkt unter der Wasserlinie ausgelegt werden und mit Senkblei und Ketten am Platz gehalten werden. Wenn sie einem Stoß ausgesetzt wurde, zum Beispiel durch ein feindliches Schiff, dann würde das Glasröhrchen zerbrechen, die Chemikalien würden vermischt und die Pulverladung gezündet.

Die Produktion zog sich hin. Anfang Juni war in der Korrespon-

denz zwischen den russischen Verteidigungsbehörden die Verärgerung darüber deutlich spürbar. Admiral Napier hatte begonnen, sich mit seiner Flotte zum Finnischen Meerbusen zu bewegen, und hatte jetzt auch noch Gesellschaft von französischen Schiffen. Was trieben eigentlich die Nobels?

Nicht vor dem 19. Juni begann Robert mit dem Auslegen der Minen vor Kronstadt. Da waren Napiers britische Schiffe bereits sowohl für die Bewohner der Insel als auch für die Zarenfamilie im Sommerpalast Peterhof in Sichtweite. »Ihre Segel und Rauchfahnen am Horizont wurden zu einer Mittsommer-Kuriosität«, schreibt Trevor Royle in *Crimea*. Aus Sicherheitsgründen musste Ludvig auf den Schornstein von Nobels Lagerhaus klettern, um Ausschau zu halten, während die Arbeiten vor sich gingen.

Sie versprachen hoch und heilig, am nächsten Tag fertig zu sein.⁷

*

Der Militärhistoriker Wladimir Lapin trägt ein kariertes Hemd mit schwarzer Lederweste und besitzt ein ungewöhnlich ansteckendes Lachen. Er ist Professor an der Russischen Akademie der Wissenschaften und hat schon viele Preise bekommen. Ich bin mit ihm in einem Hotel in Sankt Petersburg verabredet, um ein paar Details über jene Jahre zu erfragen.

Wladimir Lapin berichtet, dass Nobels Minen bis heute im russischen Bewusstsein zugegen sind, nicht zuletzt am »Tag der Minenauslegung«, der jedes Jahr am 20. Juni in den betroffenen Berufsgruppen begangen wird. Da protestet man sich fröhlich zu und tut so, als würde man britische Schiffe hochgehen lassen.

Hintergrund für die Feierlichkeiten ist ein Ereignis, das an ebendiesem 20. Juni 1854 angeblich stattgefunden haben soll: Ein britisches Sondierungsschiff fischte eine der von Robert Nobel frisch ausgelegten Minen auf, die sich gelöst hatte und auf der Wasseroberfläche schaukelte. Die britische Version: Die Nobel-Mine explodierte, als ein Konteradmiral sie näher betrachten wollte, woraufhin der Konteradmiral

ein Auge verlor. Die russische Version: Das gesamte britische Schiff explodierte und versank.

»Das ist ungefähr wie in der Propaganda heute ... Die Wahrheit ist das erste Opfer des Krieges«, kommentiert Wladimir Lapin lächelnd.

»Aber vom patriotischen Gesichtspunkt aus gesehen wurde dies zu einem ungeheuer wichtigen Ereignis, das in den Massenmedien der Zeit hervorgehoben wurde. Und das nicht nur, weil sich die Russen als stärker erwiesen und die Stadt geschützt hatten, sondern vor allem, weil wir die technisch überlegenen Engländer mit etwas herausgefordert hatten, was sie selbst nicht besaßen.«

Wladimir Lapin hat ausgerechnet, dass die Familie Nobel während des Krimkriegs insgesamt 1391 Kontaktminen in der Ostsee ausgelegt hat.

Zurück in meinem Hotelzimmer, suche ich Robert Nobels Buchführung vom Minenprojekt aus diesen Frühsommerwochen 1854 heraus. Dieses Dokument habe ich im Landesarchiv in Lund abfotografiert, vier Seiten, Tag für Tag mit sauberer Handschrift notiert. Es scheinen unterhaltsame Ausflüge gewesen zu sein. Hier ein Auszug aus Robert Nobels Ausgabenliste:

»Schnaps und Brot für die Leute: 5,00 Rubel. Abendessen für mich, den Kutscher und zwei Arbeiter: 1,50. Angeheuerter Kutscher in Kronstadt: 2,50. Zwei Ruderer für drei Tage: 8,50. Essengroschen für 15 Mann: 3,00. Abendessen mit den Offizieren und Papa: 8,00. Schnaps für die Leute: 4,00. Limonade für Papa: 0,40. Rum und Logis für mich und den Major: 5,25. Frühstück mit den Offizieren: 4,70. Nachtquartier und Abendbrot im Sommergarten: 2,60. Weine: 5,00. Essen und Schnaps für die Leute: 4,00.«

Offensichtlich prosteten die russischen Minenausleger sich schon damals recht fröhlich zu.

Der britische Admiral Charles Napier quälte sich. Sein Schiff, die *Duke of Wellington*, war endlich im Fahrwasser vor Kronstadt angekommen, aber er war stark verspätet und stressgeplagt. Aus London kamen Signale wachsenden Unmuts in den Reihen der Lords in der britischen Regierung: Schon bald Juli und immer noch kein Angriff in der Ostsee?

Napier versuchte zu erklären, aber was scherte es die Politiker, dass er über zehn Tage in dichtem Nebel vor der schwedischen Ostküste hatte ausharren müssen?

Die britischen Sondierungsboote kehrten mit niederschmetternden Informationen aus Kronstadt zurück. Das flache Wasser, die vielen Untiefen und Felsen machten die Sache wie erwartet kompliziert. Für einen Angriff auf die Festung, von dem man wusste, dass sie schwer bewaffnet war, konnten nur kleinere und schlechter ausgerüstete Boote eingesetzt werden.

Napier reute sein bombastisches Theater. Vor seiner Abreise aus Portsmouth hatte er ausdrückliche Order erhalten, nicht dummdreist zu agieren und nicht unnötig britische Schiffe zu riskieren. Aber jetzt hörte er nur noch die Forderung nach Siegen. Und dann waren da noch die »Höllomaschinen«. Napier wusste schon vor dem Vorfall mit dem Auge des Konteradmirals von Nobels Minen. Ein in Helsinki wohnhafter Schwede hatte Kontakt mit der britischen Flotte gesucht und das beunruhigende Gerücht bestätigt. Der Schwede verriet, dass die Russen eine Art explosiver Kisten unter Wasser ausgelegt hätten, die bei erstem Kontakt alle angreifenden Schiffe versenken würden. Der Mann schien zu wissen, wovon er sprach, und behauptete sogar, den Mechaniker zu kennen, der die Minen ausgelegt habe.

Seeminen in diesem seichten Gewässer? Da schien eine Annäherung wie der reinste Selbstmord. Drei Tage lang grübelte Napier, und am Ende berichtete er nach Hause, dass ein Angriff auf Kronstadt »völlig unmöglich« sei. Denselben Schluss würde er für die mindestens ebenso gut bepanzerte, auf mehreren Inseln liegende Festung Sveaborg vor Helsinki ziehen. Niedergeschlagen gab er Order, die Flotte solle sich aus dem Finnischen Meerbusen zurückziehen.

Es half nichts, dass es den Alliierten einige Wochen später gelang, Åland einzunehmen. Der großmäulige Charles Napier war gescheitert. Sein letzter wichtiger Auftrag als Admiral endete damit, dass er für das Fiasko verhöhnt nach Großbritannien zurückkehren musste. Sowie er an Land ging, wurde er de facto von seinem Posten abgesetzt.

Der russische Verteidigungsminister hingegen konnte zufrieden direkt an Zar Nikolaus I. vom »Erfolg der Aufgaben, derer Kaufmann Nobel sich angenommen hatte«, berichten.

KAPITEL 2

Auf der Jagd nach einem höheren Sinn

Immanuel Nobel war von seinem jungen Alfred beeindruckt. Der Sohn war erst zwanzig Jahre alt, aber schon erstaunlich kenntnisreich und ehrgeizig. Alfred konnte scheinbar rund um die Uhr arbeiten, wie es sonst kein anderer in der Familie auch nur annähernd vermochte.

Doch nicht einmal an ihm gingen die Kraftanstrengungen des Kriegsfrühjahrs 1854 unbemerkt vorüber. Im Sommer, als der britische Admiral Napier den Anker gelichtet hatte und sie vorübergehend Atem schöpfen konnten, wurde Alfred krank. Das war im Grunde nichts Ungewöhnliches. Seine ganze Jugend lang war er schon kränklich gewesen. Auch sein großer Bruder Ludvig war von schwankender Gesundheit und wurde, sowie der Herbst mit seiner rauen Feuchtigkeit über Sankt Petersburg zog, regelmäßig von hartnäckigem Husten heimgesucht. Doch nun hatte es Alfred schlimmer erwischt. Gegen Ende seines Lebens behauptete er sogar, damals, im Alter von zwanzig Jahren, dem Tode nahe gewesen und ihm nur entkommen zu sein, indem er sich selbst mit »Licht- und Wärmestrahlen« kuriert habe.

Woran genau Alfred Nobel in jenem Sommer litt, ist nirgends präzisiert. Ältere Quellen sagen etwas von Überanstrengung, und aus einem zeitgenössischen Brief kann man herauslesen, dass er oft trübsinnig

war. Ungefähr ein Jahr später soll er Probleme mit Verstopfung gehabt und unter ständig wiederkehrenden Schmerzen gelitten haben. Wir wissen, dass ihn sein ganzes Leben lang Magenprobleme verfolgten, und in der Aufzählung seiner frühen Krankheiten ist auch Skorbut erwähnt. Die Brüder Nobel waren ständig krank, und die Liste möglicher Diagnosen nahm kein Ende.

Die Eltern, die dank der Kriegsgeschäfte gerade ungewöhnlich viel Geld hatten, beschlossen jedenfalls, dem jungen Alfred im September den Besuch eines der berühmten Kurorte Europas zu gönnen. Die Wahl fiel auf Franzensbad in Böhmen, dem heutigen Tschechien, einem eher ruhigeren Emporkömmling im Vergleich zu den mondänen und naturschön gelegenen Brunnenorten Karlsbad und Marienbad. In Franzensbad gab es, abgesehen vom angeblich gesundheitsfördernden Brunnen, auch Europas erstes medizinisches Moorbad. Eine normale Kur dauerte achtundzwanzig Tage.

Alfred Nobel hatte schnell genug davon. Er sah weder im Wassergeplätscher noch im Bad oder dem gesellschaftlichen Small Talk irgendeinen Sinn. Auf dem Weg nach Franzensbad hatte er in Stockholm seinen Onkel mütterlicherseits und seine Cousins besucht. Jetzt schrieb er ihnen, dass dieser Besuch seiner Gesundheit mehr Gutes getan habe »als das ganze Franzensbad«. Das galt auch für die Gesellschaft. »Man sieht schnell ein, wie viel man beim Tausch verliert, wenn man anstelle von Verwandten und Freunden nur zufällige Bekanntschaften hat, mit denen man wohl ein paar nette Stündchen verbringen kann, aber von denen man sich mit derselben Sehnsucht trennt wie von einem alten, zerschlissenen Rock.«

Er sehnte sich »mehr, als ich sagen kann« nach Hause, verabscheute es, seinen Eltern zur Last zu liegen, und wollte definitiv vor seinem einundzwanzigsten Geburtstag Ende Oktober wieder in Sankt Petersburg sein, gesund oder nicht.

Dennoch sollte er später im Leben ein fleißiger Besucher von Kurorten werden.

Die Kurbäder kamen nicht weit, was die großen medizinischen Herausforderungen der Zeit anging. Wenn die Pockenpandemien die großen Plagen des 18. Jahrhunderts gewesen waren, so konkurrierten Cholera und Typhus darum, im 19. Jahrhundert diesen Platz einzunehmen, mit Syphilis und Tuberkulose als unberechenbaren Konkurrenten. Mitte des Jahrhunderts sah es ganz so aus, als wäre der Cholera hier der Sieg sicher. Binnen kurzer Zeit hatte eine dritte Epidemie die Welt heimgesucht. Zwischen 1847 und 1861 starben allein in Russland über eine Million Menschen an der Cholera.

Die Pocken hatte man am Ende mit einem neuen Impfstoff, entwickelt von dem britischen Arzt Edward Jenner, einigermaßen gezähmt. Der Impfstoff baute auf einer jahrhundertealten asiatischen Tradition auf, Gesunden zum Schutz winzig kleine Mengen Sekret und Gewebe von den Körpern Kranker einzugeben. Dann wurden die Gesunden meist nur schwächer krank (manche starben auch). Das Risiko wurde als hinnehmbar angesehen, da sie danach immun waren. Jenners Idee war gewesen, dieselbe Immunität zu erzeugen, indem man stattdessen Kuhpocken impfte. Das glückte und war entschieden weniger gefährlich, als mit Pockengewebe zu hantieren. Es war ein Welterfolg.

Die kommenden Jahrzehnte, die ersten des 19. Jahrhunderts, werden gern die Wiege der modernen Medizin genannt. Alte populäre Behandlungsmethoden wie Aderlass oder Abführmittel wurden allmählich infrage gestellt und die ärztliche Wissenschaft stattdessen zu weiten Teilen in die Laboratorien verlegt. Die Medizin erhielt einen immer höheren Status in den größer werdenden Universitäten.

Man ging jetzt vom Erraten der Ursachen einer Krankheit dazu über zu versuchen, sie zu analysieren und zu erklären. Anfang des 19. Jahrhunderts wurde das Stethoskop erfunden. Die Ärzte lernten, der Atmung des Patienten zu lauschen und auf erstaunlich sichere Weise zu hören, ob die Diagnose Bronchitis, Lungenentzündung oder Tuberkulose war. Als der preußische Optiker Carl Zeiss schärfere und billigere Mikroskope entwickelte, explodierte das Interesse an medizinischen Gewebestudien.

Die Chemiker sollten diese Entwicklung noch beschleunigen – es war die Zeit für den Durchbruch der organischen Chemie. 1828 war es dem deutschen Chemiker Friedrich Wöhler gelungen, »lebendigen« Harnstoff herzustellen und damit die Grenze zwischen den Reagenzgläsern und den Prozessen in lebenden Organismen zu überschreiten. Das, so hatte die Kirche bis dahin behauptet, sei unmöglich, denn nur Gott habe sozusagen das Recht an allem Lebendigen.

Die Entdeckung war bahnbrechend und eröffnete ein ganz neues Forschungsfeld. Chemiker begannen mit verschiedenen chemischen Reaktionen zu experimentieren, um auf dieselbe künstliche Weise, durch Synthetisieren, auch andere »lebendige« Stoffe herzustellen. Auf diesem Gebiet der neuen, heißen organischen Chemie bewegte sich der Chemiestudent Alfred Nobel. Sein Lehrer Nikolaj Zinin hatte bei einem der großen Pioniere auf diesem Gebiet, Professor Justus von Liebig, in Gießen studiert, der auch in der neuen Fachrichtung der mikroskopischen Studien führend war. Liebig's Studenten durften die Chemie des Körpers untersuchen, Muskelgewebe von Tieren oder Harnstoff- und Schweißsekrete unter ihre Mikroskope legen. Liebig war auch einer der Ersten, denen es gelang, Chloroform herzustellen, ein Betäubungsmittel, das neben Äther Gebrauch fand und dem Traum von einem völlig schmerzfreien chirurgischen Eingriff Aufwind gab.

Medizin und Chemie begannen ineinander überzugehen, wie Alfred Nobel es später ausdrückte.

Parallel dazu ging es bei einer anderen medizinischen Revolution um Schmutz. Ende der 1840er-Jahre hatte sich der ungarische Arzt Ignaz Semmelweis in Wien über die hohen Sterberaten durch Kindbettfieber entsetzt. Er bemerkte, dass die Ärzte oft direkt aus dem Obduktionsraum in den Kreißsaal kamen. Als er das Händewaschen mit chlorierter Kalklösung zur Verpflichtung machte, sanken die Todeszahlen in der Geburtsklinik drastisch.

Im Jahr 1854 hatte ein anderer kreativer Arzt, der Brite John Snow, versucht, in der laufenden Choleraepidemie in London die Ansteckungsquellen zu lokalisieren. Er entschied sich, die bekannten Krank-

heitsfälle auf einer Karte zu markieren. Ein Volltreffer. Die Kranken nutzten nämlich alle denselben Brunnen. Snow führte seine Karte weiter und sammelte immer mehr Beweise dafür, dass das Wasser die Ursache für die Ansteckung war.

Snows Beobachtung hatte zumindest Einfluss auf den städtischen Ehrgeiz zur Sanierung, während Semmelweis niemals die Anerkennung der Autoritäten erhielt. Er starb zehn Jahre später unverstanden und zerbrochen in einem psychiatrischen Krankenhaus – für viele einer der großen Märtyrer der Medizingeschichte.

*

Als der Krimkrieg ausbrach, war seit Langem bekannt, dass Krankheitsepidemien für die kämpfenden Soldaten eine größere Bedrohung darstellen konnten als Waffen. Das stellte sich auch diesmal rasch als richtig heraus. Am 13. September gingen französische und britische Truppen einige Kilometer nördlich von Sewastopol auf der Krim an Land. Sie führten am Fluss Alma einen ersten größeren Schlag gegen die russische Armee und errangen kaum eine Woche später einen Sieg, doch zu einem hohen Preis. Am Ende sollten auf der Rechnung mehrere Tausend verlorene Menschenleben stehen.

Entsetzlich viele von ihnen, über 70 Prozent, starben an Cholera, unbemerkten Infektionen oder anderen Krankheiten.

Die Nachricht vom Sieg an der Alma erreichte London und Paris nicht vor dem 1. Oktober. An dieser Verzögerung konnte man nicht viel ändern. Die Telegrafendrähte waren erst in einigen Teilen der Welt gezogen worden, und bis dahin brauchte man für die internationale Nachrichtenübermittlung Dampfschiffe und berittene Boten. Dennoch bedeutete die vorhandene Technik eine Revolution und brachte es mit sich, dass der stattfindende Krieg zum ersten in der Geschichte wurde, über den durch die Presse direkt vom Kriegsschauplatz berichtet wurde, und zusätzlich der erste, aus dem Fotografien gezeigt wurden. Die britische

Presse hielt eine beeindruckend unabhängige Linie, während Napoleon III. die französische mit strenger Zensur beschränkte.

Die Berichterstattung durch die Presse sollte von entscheidender Bedeutung sein. Zwei Wochen nach dem Siegesjubel schockierte *The Times* ihre 40 000 Leser mit der Enthüllung des tödlichen Elends im Nachgang zur Schlacht an der Alma. Schwer verletzte britische Soldaten würden in ihren Exkrementen auf mit Mist vermischem Stroh liegen. In überfüllten und schmutzigen türkischen Lazarettbaracken steckten sich Tausende mit Cholera an. Es fehlte an Ärzten wie an Krankenschwestern, und niemand hatte daran gedacht, schmerzstillendes Chloroform oder Äther für all die notwendigen Amputationen einzupacken. Nicht einmal Verbandsmaterial gab es.

Eine Kampagne wurde gestartet, um Geld für die Kriegsverletzten zu sammeln. Gab es in Großbritannien wirklich keine Barmherzigen Schwestern?, fragte am 14. Oktober ein »betroffener Soldat« in der *Times*. Doch, dachte sich eine vierunddreißigjährige britische Dame, die zu dem Zeitpunkt in London Leiterin eines Pflegeheims für ältere Frauen war.

Drei Tage später hatte Florence Nightingale sowohl einen Auftrag als auch ein Budget. Sie reiste mit einer Gruppe »Barmherziger Schwestern« nach Konstantinopel, um den furchtbaren sanitären Verhältnissen ein Ende zu bereiten. Nach und nach sollte ihr das gelingen. Unter Nightingales strenger Leitung verringerten sich die Sterbezahlen in den jeweiligen Militärkrankenhäusern drastisch. Zweieinhalb Jahre später sollte sie als Heldin nach London zurückkehren, wo sie bejubelt und zu einer britischen Jeanne d'Arc erhoben wurde. Der Beruf der Krankenschwester war geboren.

All das lag noch vor ihr. Als Florence Nightingale am Samstag, dem 21. Oktober 1854, Großbritannien in Richtung Krimkrieg verließ, wusste sie nicht mehr, als dass eine ungewöhnlich schwere Arbeit auf sie wartete.

Am selben Tag, Samstag, dem 21. Oktober, wurde Alfred Nobel einundzwanzig Jahre alt. Er kehrte rechtzeitig aus Franzensbad zurück und verbrachte seinen Volljährigkeitstag mit Immanuel, Andrietta und seinen vier Brüdern in dem hübschen grauen Holzhaus am Ufer der Großen Newka. Die Familie hatte viel zu feiern, denn tags darauf wurde Rolf, der Jüngste, neun Jahre alt, und eine Woche später Emil, der vierte, elf Jahre.

Nach den russischen Verlusten auf der Krim war Sankt Petersburg eine Stadt im Schock. Oberbefehlshaber Menschikow war überrumpelt, hatte er doch damit gerechnet, dass der Angriff der Alliierten im Frühjahr kommen würde. Nun musste seine Armee Hals über Kopf die Flucht antreten, und es schien nur noch wenige Tage zu dauern, bis auch der russische Hauptstützpunkt Sewastopol fallen würde.

Fürst Menschikow, der so wichtig für die Familie Nobel gewesen war, wurde als inkompetent verurteilt. Er musste persönlich die Schuld für den Rückschlag tragen. Die Lorbeeren für die Verstärkung von Sewastopol, die im letzten Moment die Niederlage in eine langwierige Belagerung verwandelte, durften andere einheimen.

Zar Nikolaus I. versank in eine tiefe Depression. Er schlief und aß nicht mehr, und obwohl er ansonsten derartige männliche Schwäche verachtete, geschah es, dass man ihn weinend antraf. »Der Anblick des Souveräns genügt, einem das Herz zu brechen«, stellte eine Hofdame fest. Bei anderen fand sich noch Kampfeswillen. Hatte Russland nicht auch gegen Napoleon damals einen drohenden Rückschlag in einen Sieg verwandelt?

Die russische Aufrüstung ging weiter, und wieder einmal wurde Familie Nobel hinzugezogen. Im Januar 1855 schloss Nobel & Söhne einen Vertrag mit dem russischen Verteidigungsministerium für weitere 1160 Seeminen für die Gewässer vor Åbo und um Sveaborg vor Helsinki. Die Einnahmen waren schwindelerregend hoch: 116 000 Rubel. Gleichzeitig kämpfte man mit den Dampfmotoren für die drei neuen Kriegsschiffe. Ein Jahr war bereits vergangen, und es würde wohl noch bis zum Herbst dauern, ehe sie fertig waren.

Alfred Nobel fiel die wenig beneidenswerte Aufgabe zu, der Marine zu schreiben, die Probleme mit den Motoren zu erklären und es dennoch nach einer Erfolgsgeschichte klingen zu lassen. Und sie hatten inzwischen ja auch mehrere Tausend Angestellte, viele von ihnen in Preußen rekrutiert. Sie hatten die Fabrik ausgebaut, alle kleineren Schmiedeaufträge erledigt und für die ausstehenden größeren Arbeiten in einen großen Dampfhammer investiert. Der stand inzwischen an seinem Ort, die Hammerschläge dröhnten, und die Häuser im Viertel bebten (was die Nachbarn dazu veranlasste, Beschwerdebriefe zu schreiben).

Alfreds Brief klang, richtig gelesen, optimistisch: Das russische Militär war kurzfristig vielleicht geschlagen, aber definitiv am Leben.

Dasselbe galt nicht für Zar Nikolaus I. Nach einer Soldatenmusterung bei minus 20 Grad zog sich der deprimierte Regent eine schwere Lungenentzündung zu. Am 3. März 1855 entschlief er für immer in seinem Zimmer im Winterpalast, nachdem er den ältesten Sohn Alexander mit den Worten »Diene Russland!« zu seinem Nachfolger ernannt hatte.

Unter den allerletzten Dokumenten, die Zar Nikolaus I. unterzeichnete, war der Beschluss, den Wohltäter der Familie Nobel, den Oberbefehlshaber in Sewastopol auf der Krim, Fürst Alexander Sergejewitsch Menschikow, abzusetzen.

*

Mit Zar Alexander II. kamen hellere Zeiten. »Lang lebe der gegenwärtige Zar!«, brach es aus Alfred Nobel einige Jahre später in einem Gedicht bewundernd heraus. Er beschrieb Alexander als einen »ehrlichen Menschen«, eine Lichtgestalt, die (im Unterschied zu Nikolaus I.) ein Gewissen besäße. Der neu angetretene Zar sollte während seines ersten Jahres auf dem Thron dem Fabrikanten Immanuel Nobel eine kaiserliche Goldmedaille »für Fleiß und Geschicklichkeit« verehren. Außerdem sollte er ihn zum »Ritter Unseres Kaiserlich Russischen St.-Stanislaus-Orden Dritter Klasse« machen.

Anfänglich sah es so aus, als würde 1855 ein Jahr in Dur für die Familie Nobel werden. Ludvig hatte schließlich den Mut gefasst und um die Hand der Cousine der Brüder in Schweden angehalten, die von allen »Mina« genannte Wilhelmina Ahlsell. »Mama ist im siebten Himmel und sieht so zutiefst erfreut und glücklich aus, als wäre sie selbst achtzehn Jahre und in Begriff, ihre eigene Hochzeit zu feiern, und Papa ebenso«, schrieb Alfred an seinen Onkel.

Endlich würden sie ein Mädchen in der Familie haben, dachten Immanuel und Andrietta. Wenn nur der Frieden bald käme und Minas Lunge kräftiger und gesund würde, denn vorher konnte die Hochzeit nicht stattfinden.

Der Winter war kalt gewesen. Diesmal mussten Robert und seine Männer Löcher ins Eis schneiden, als sie Ende März begannen, die tausend Minen bei Åbo und der Festung Sveaborg vor Helsinki auszulegen. Der Auftrag sollte bald noch ausgeweitet werden. Zar Alexander besuchte kurz darauf Kronstadt und entschied, auch diese Festung noch mit zusätzlichen dreihundert Nobel-Minen zu sichern.

Das war auch höchste Zeit. Großbritannien und Frankreich hatten bereits einen zweiten Angriff in der Ostsee mit Kronstadt und Sveaborg als Hauptziele beschlossen. Die britischen Schiffe waren schon unterwegs.

Diesmal verpasste Alfred die angespannte Zeit. Er war zu einer mehrere Wochen dauernden Fahrt zu Lieferanten »im Innern Russlands« aufgebrochen. Die Reise war eine Prüfung, auf der Alfred, wie er es hinterher beschrieb, genötigt war, Orte zu besuchen, an denen »alles erstarrte« und wo er weder Zugang zu »Tinte noch Stiften oder Gedanken« hatte.

Als er Ende Mai nach Sankt Petersburg zurückkehrte, war für Nobel & Söhne die Hölle ausgebrochen. In den Gewässern um die Festung Kronstadt waren einige der Minen vom Vorjahr zurückgeblieben. Als das Eis nun aufbrach, lösten sie sich und fingen an umherzutreiben. Ein russischer Feldwebel beging den Fehler, eine Mine aufzunehmen, die an Land gespült worden war, und die erste Katastrophe geschah,

als sie in seiner Hand explodierte. Der Feldweibel schwebte zwischen Leben und Tod, zehn Soldaten in seiner Nähe verloren das Augenlicht, und weitere zehn wurden verletzt und trugen Brandwunden davon.

Immer mehr Meldungen über treibende Minen kamen herein. Nach einer Weile änderte der Alarm seine Ausrichtung. Viele andere Minen waren nämlich zerstört und somit für den Feind völlig ungefährlich – eine, wenn möglich, noch größere Katastrophe. Als auch bei Sveaborg treibende kaputte Minen aufgefischt wurden, hatte der russische Generalmajor genug und verlangte, dass der Fabrikant Nobel sich persönlich einstellen und seine Minen kontrollieren möge.

Zu dem Zeitpunkt lag die versammelte britisch-französische Flotte wieder an der Einfahrt nach Kronstadt vor Anker, ihre Masten waren für die Einwohner der Hauptstadt deutlich sichtbar. In Sankt Petersburg begann man, die alliierten Schiffe als ein wiederkehrendes Sommervergnügen zu betrachten. Ein russischer Kapitän organisierte sogar auf seinem Schiff einen Ball, um die beste Aussicht auf die Feinde anzubieten.

In Alfred Nobels Augen war die Festung Kronstadt ein Ort, »wo keine Erinnerungen die Seele erfreuen können«. Er verabscheute es, dort hinfahren zu müssen. »In Wirklichkeit kenne ich keinen öderen und langweiligeren Ort, aber hier in Russland muss man sich immer an die Redewendung halten, dass der Dienst an der Krone über den Gottesdienst geht.«

Die Alliierten zögerten. Die Briten hatten Informationen erhalten, dass die Russen ihre Verteidigung mit Dampfschiffen und fast tausend Seeminen verstärkt hätten. In den Berichten nach England beschrieb man, wie diese Minen auf chemische Weise durch nur einen einzigen einfachen Kontakt ausgelöst wurden. Sie betrachteten es als viel zu gefährlich zu versuchen, sie wegzuschaffen. Der neue Befehlshaber Dundas schrieb, dass er in Anbetracht der Lage einen Angriff nicht länger empfehlen könne. Diesmal wurde die Vorsichtsmaßnahme ohne Einwände gekauft. Die Flotte drehte erneut ab.

Einige Wochen später gelang es den Alliierten als kleiner Trost, den

gesamten Stützpunkt der russischen Flotte in Sveaborg vor der Küste von Helsinki zu vernichten.

*

In Sankt Petersburg litt die Bevölkerung an dem Mangel an sicherer Information von der wichtigsten Front auf der Krim. Kriegsreporter gab es nicht. Die kurz angebundenen und streng zensierten Nachrichten, die publiziert wurden, waren oft zwei bis drei Wochen alt und sorgfältig durch die Sprachmangel des Winterpalastes gedreht worden, wo sogar klare Verluste zu »taktischen Rückzügen« wurden.

Zum Ende hin gab es zwar einen militärischen elektrischen Telegrafen zwischen Petersburg und Sewastopol, aber die Briten waren die ganze Zeit einen Schritt voraus. Im Frühjahr hatten sie ein Unterwasserkabel durch das Schwarze Meer gelegt und konnten nun binnen weniger Stunden Neuigkeiten aus dem Feld an die Oberbefehlshaber in London telegrafieren.

Unter den russischen Soldaten im belagerten Sewastopol war ein junger Schriftsteller, der versuchte, die Informationslücke mit erzählerischen Kriegsnovellen zu füllen. Er war achtundzwanzig Jahre alt und hieß Lew Tolstoi. Viele Jahre später sollte er ein großer Favorit für den ersten Nobelpreis in Literatur (1901) sein.

Im Juni 1855 wurde die erste und immer noch sehr optimistische Kriegsnovelle von Tolstoi mit dem Titel *Sewastopol im Dezember* veröffentlicht. Sie weckte eine enorme Aufmerksamkeit, denn noch niemals waren russische Leser dem echten Alltag eines Krieges so nahegekommen. Sogar der Zar war zufrieden. Doch als Tolstoi weiterging und die Schlachtfelder des Frühjahrs beschrieb, war der Ton schon düsterer:

»Hunderte von verbluteten, leichenstarrten Menschenleibern, die vor ein paar Stunden noch von wechselnden, himmelhohen oder armseligen Hoffnungen und Wünschen beseelt waren, lagen nun in der taufeuchten, blühenden Talsohle – welche die Bastion vom Laufgraben

trennte – und auf dem harten Boden in der Grabkapelle von Sewastopol. Hunderte von Menschen mit Flüchen oder Gebeten auf ihren ausgedörrten Lippen – wälzten sich und stöhnten, manche zwischen den Leichen auf der blühenden Talsohle, andere auf Tragen, Pritschen und auf dem blutbedeckten Fußboden des Verbandsplatzes. Ganz genau wie an allen Tagen zuvor stand ein Wetterleuchten über dem Sapunberg, ließ die funkelnden Sterne erbleichen, stieg weißer Nebel vom rauschenden dunklen Meer auf, wurde die Morgenröte im Osten entzündet, breiteten sich purpurfarbene Wolkenschleier über dem himmelblauen Horizont aus. Ganz genau wie an allen Tagen zuvor erhob sich das mächtige, herrliche Himmelslicht, der ganzen wiedererweckten Welt Freude, Liebe und Glück verheißend.»

In seiner neuen Novelle verurteilte Tolstoi den Krieg als Wahnsinn. Er erdreistete sich, eine alternative Konfliktlösung vorzuschlagen, die die Todeszahlen radikal verringern würde. Warum ließ man nicht jede Armee sukzessive einen Soldaten nach dem anderen wegnehmen, bis nur noch zwei übrig blieben – ein Verteidiger und ein Angreifer –, die man dann miteinander kämpfen ließ.

Er schloss mit der Frage, wer von den tapferen Soldaten in seiner Schilderung nun echtes Heldentum zeigen würde. Die Antwort gab er selbst:

»Die Heldin in meiner Erzählung, die ich mit meiner ganzen Seele liebe und die ich in aller ihrer Schönheit wiederzugeben versucht habe und die immer wunderbar war, ist und sein wird – das ist die Wahrheit.«

*

Im Herbst 1855 kam der Rückschlag, sowohl im Krieg als auch für die Familie Nobel. Plötzlich folgte ein Misserfolg nach dem anderen. Es begann um die Mittagszeit am 8. September. Nach einjähriger Belage-

rung rückten zehn französische Divisionen gegen die Festung Malakoff bei der Stadt Sewastopol vor, die russische Basis auf der Krim. Während die Armeekapelle die Marseillaise spielte, rannten neuntausend Soldaten auf das Fort und überraschten die Russen, die in Panik flohen. Wenige Minuten später war die französische Flagge gehisst. Die Stadt Sewastopol, die nach schwerem Beschuss bereits aussah wie nach einem Erdbeben, fiel tags darauf. Der Krimkrieg ging auf sein Ende zu, und keine noch so beschönigende Formulierung konnte die russische Demütigung bemänteln.

In Paris sollten später zwei Straßen nach dem großen Triumph benannt werden: der Boulevard de Sébastopol und die Avenue de Malakoff (wo sich Alfred Nobel zwanzig Jahre später ein Haus kaufte).

Auch in der Fabrik Nobel & Söhne in Sankt Petersburg begann das richtige Elend im September 1855. Die Klagen des russischen Militärs über die Nobel-Minen wollten kein Ende nehmen. Nicht genug, dass einige von ihnen kaputtgegangen waren. Diejenigen, die noch unverseht waren, schienen auch nicht zu funktionieren, weil das Schwarzpulver in ihnen nass geworden war. Nach und nach zeigte sich, dass von zweihundertsechzig Minen bei zweihunderteinunddreißig das Pulver durchnässt war.

Gleichzeitig brach unter den Gießern und Kupferschmieden, die die Nobels unter großen Mühen aus Preußen hatten rekrutieren können, ein kleinerer Aufstand aus. Die Preußen erschienen nicht zur Arbeit, redeten grob und lehnten sich gegen alle Regeln auf. Einmal musste Immanuel sogar die Polizei rufen, um einen der schlimmsten Streitähne rauszuwerfen.

Schon aus diesem Grund war die Endproduktion der Dampfmaschinen in Gefahr. Doch es sollte noch schlimmer kommen. Eines Nachts Mitte Oktober brach in der Gießerei von Nobel & Söhne ein größerer Brand aus. Sämtliche Arbeit musste eingestellt werden, weil der neue Dampfhammer teilweise Opfer der Flammen geworden war. Es würde mindestens drei Monate dauern, ihn wieder zu reparieren.

Ludvig Nobel fing an, darüber nachzudenken, ob nicht die Nach-

teile der Pioniereinsätze des Vaters bei Weitem die Vorteile überwogen. »Neue Erfindungen sind sicherlich äußerst nützlich für das Land, doch nur wenige haben dabei ernten können«, schrieb er um diese Zeit in einem Brief. »Will man Geld verdienen, muss man sich an Dinge halten, die bereits machbar sind, [...] solche Dinge produzieren, die bereits in Mengen benutzt werden und bei deren Absatz man sich sicher sein kann.«

Alfred Nobel scheint den Rückschlägen für die Familie damit begegnet zu sein, dass er den Takt erhöhte. Das bedeutete, früh aufzustehen und spät ins Bett zu gehen, und den meisten in seiner Umgebung fiel es schwer, da mitzuhalten. Die Brüder begannen, sich über seinen extremen Arbeitstakt Sorgen zu machen, denn es war offensichtlich, dass Alfreds zerbrechliche Gesundheit dabei Schaden nahm.

Dann am Mittwoch, dem 28. November, kam alles zum Erliegen. An jenem Mittwoch, dem 28. November 1855, legte sich pechschwarze Winternacht über sie alle, und für Mutter Andrietta sollte es auch nie wieder richtig hell werden. An diesem Tag starb der jüngste Sohn, der zehnjährige Rolf Nobel. Das ist alles, was wir wissen. Eine Krankheit wird in den Briefen nicht erwähnt, ebenso wenig wie ein Unglücksfall. Nur grenzenlose Trauer.

Immanuel würde bald fünfundfünfzig Jahre alt werden und war jetzt, wie er es ausdrückte, »auf dem Kopf weiß wie eine Taube«. Zu Weihnachten schrieb er an den Schwager über die tiefe Verzweiflung seiner geliebten Andrietta. Sie habe sich langsam ein wenig erholt, doch über den Verlust eines Kindes hinwegzukommen sei schwer, wenn nicht unmöglich. Immanuel beruhigte aber Andriettas Bruder damit, dass sie allem zum Trotz schöner denn je sei.

*

Die verbleibende Zeit der Eheleute Nobel in Sankt Petersburg war arm an Sternstunden. Russlands Kapitulation und der Friedensvertrag von Paris im März 1856 gehörten, was den Familienbetrieb betraf, nicht

dazu. Zar Alexander II. hatte die gewaltige Militärbürokratie umgebaut. Familie Nobel traf jetzt auf neue, unbekannte Beamte, die von keinen Versprechen aus alten Verträgen wussten. Warum sollte man teure Dampfmaschinen bei einer Sankt Petersburger Firma bestellen, wenn der Frieden es doch möglich machte, wieder im Ausland einzukaufen?

Gleichzeitig gingen bei den Behörden immer mehr Klagen der Nachbarn über die lauten Hammerschläge aus Nobels Fabrik ein. Der neue Dampfhammer brachte das Viertel zum Erbeben, wurde behauptet, was sowohl die Häuser als auch die Gesundheit der Nachbarn bedrohte.

Wenn es den Nobels früher kaum möglich gewesen war, all die staatlichen Aufträge auszuführen, war ihnen nun das zweifelhafte Vergnügen gegönnt zu erleben, wie die Order völlig ausblieben. Sie waren schockiert. Die Familie hatte alles darauf gesetzt. Sie waren dem Zaren in einer akuten Situation zu Hilfe gekommen, mit dem Versprechen über fortlaufende Bestellungen als einzige Sicherheit. Sie hatten die Fabrik ausgebaut, tausend Menschen eingestellt und teure Maschinen angeschafft. Die Motoren, die sie dann schließlich lieferten, bekamen überdies bei den Kontrollen höchste Bewertungen.

Aber was half es? Vom Marineministerium kam jetzt nur noch Schweigen. Das Geld rann der Firma Nobel & Söhne förmlich aus der Kasse, und bald wurden auch die aufgenommenen Hypotheken und Kredite fällig, und nicht zuletzt der ehemalige Kompagnon Ogarjow meldete Ansprüche an. Die Sorgen wuchsen zuhauf. Im August 1856 reisten Immanuel, Andrietta und der jüngste Sohn Emil nach Schweden, um zu Hause beim Schwager und Bruder Ludvig Ahlsell neue Kräfte zu schöpfen. Sie blieben mehrere Wochen, und Immanuel schaffte es, darüber nachzudenken, als Notlösung das Loch in der Kasse mit Exporten von Dingen wie russischen Kalbssteaks, Puten, Auerhähnen und Feldhühnern nach Schweden zu füllen.

Nach einer besonders stürmischen und schwierigen Überfahrt über die Ostsee kehrten sie im September mit zittrigen Knien zurück. Die

Situation hatte sich kaum aufgehellt, im Gegenteil. Die Firma Nobel & Söhne ersuchte beim Finanzministerium um einen dringenden Notkredit, bekam aber nur ein Drittel davon bewilligt. Irgendwelche neuen Aufträge waren immer noch nicht in Sicht, und die alten waren bald abgearbeitet. Im Oktober stand die Arbeit in der gewaltigen Fabrik fast still. Gleichzeitig kamen ihnen Gerüchte zu Ohren, die Regierung hätte einen größeren Auftrag ins Ausland vergeben.

Die Nobels machten den Ernst ihrer Situation nun in einem Brief an das Marineministerium deutlich. Der Vertrauensbruch drohte der Familie Nobel die Existenzgrundlage zu entziehen. Immanuel erinnerte an die Versprechen in der zu Beginn des Krieges verschickten Auflistung. Ohne Kredit und ohne die versprochenen Aufträge gab es für die große Fabrik, in die sie 700 000 Rubel investiert und die sie auf Begehren der Regierung errichtet hatten, nur eine Lösung: Konkurs!

»Es wäre nur natürlich, wenn die Anstrengungen, eine völlig neue Industrie aufzubauen, in jedem Fall mit Privilegien vergolten würden, die den Mühen entsprechen«, erklärte Immanuel Nobel in einem persönlichen Folgebrief ebenso säuerlich wie verzweifelt. »Im Moment macht die Fabrik jeden Monat 30 000 Rubel Verlust [...] Ich werde mich bald gezwungen sehen, alle meine Arbeiter zu entlassen und das gesamte Unternehmen zu verkaufen, zu welchem Preis auch immer.«

Immanuel ließ nichts unversucht. Zweimal schrieb er direkt an den Großfürsten Konstantin, Alexanders II. jüngeren Bruder, und bat ihn, mit dem Zaren zu sprechen. Damit die Nobels die Situation bereinigen könnten, wäre ein Kredit von 300 000 Rubel nötig. Die Antwort des Großfürsten lautete schnell und knapp: »Aufgrund der ungeheuren Zuwendung, die bereits bewilligt worden ist, kann ich darum nicht bitten.«

Die abschlägige Antwort des Großfürsten blieb scheinbar in der Bürokratie hängen, denn im Januar 1857 hatte Immanuel Nobel immer noch keinen klaren Bescheid erhalten. Da ging er direkt zur Sache und machte in einem Schreiben klar, dass die Versprechungen der Regierung über fortlaufende Aufträge als bindend betrachtet werden müss-

ten. Die Frage sei deshalb nicht ob, sondern nur wann sie kommen würden und in welchem Umfang, meinte Immanuel. »Ich muss das wissen, um entscheiden zu können, ob die Fabrik weiterbetrieben oder geschlossen werden soll«, schrieb er.

Daraufhin kam der Bescheid. Das Marineministerium antwortete, dass sein Anspruch auf Sonderbehandlung jeder Grundlage entbehre, dass die Auflistung, von der er immer reden würde, keineswegs nur an ihn geschickt worden sei und dass die russische Regierung niemals etwas anderes versprochen habe, als »das Beste und das Billigste« zu kaufen. Nobel & Söhne sei ganz einfach nicht mehr am besten und am billigsten.

Aber, fügte das Ministerium als freundliche Geste hinzu: Nobel sei trotz allem der Erste gewesen, der nach dem Aufruf der Regierung bei der Kriegserklärung 1853 sofort Einsatz gezeigt habe. Wenn er sich nun gezwungen sähe, die Fabrik stillzulegen, dann würde das Ministerium ihm unter die Arme greifen und all sein Werkzeug aufkaufen. Das könne jetzt ja für andere Lieferanten von Nutzen sein.

Der Bescheid war ein Schlag für Immanuel Nobel; es »hätte mich beinahe das wenige meiner Lebenskraft, das ich noch besaß, gekostet«, wie er es später formulierte. Der Schock lähmte ihn auf ganzer Linie. Er wurde in »einen vollkommenen Erschlaffungszustand« versetzt, der drei Monate währte.

*

Im modernen Sprachgebrauch würde man wohl sagen, dass Immanuel Nobel einen Zusammenbruch hatte oder möglicherweise von einer Erschöpfungsdepression befallen wurde. Das war in höchstem Maße verständlich, aber, wie so oft, nicht sonderlich günstig. Die Krise war akut. Wenn Nobel & Söhne überleben sollte, dann nur durch außergewöhnliche Arbeitseinsätze.

Ich grübele darüber nach, was wohl die Familie dachte. Wie sollten sie den Hals aus der Schlinge ziehen, wenn der vornehmste Vertreter

der Firma außer Gefecht war? Es sah den Nobels nicht ähnlich, einfach aufzugeben.

Im Marinehistorischen Archiv von Sankt Petersburg taucht zwischen ein paar Dokumenten, bei denen es um den Umbau eines Eisenzauns auf Kronstadt geht, die Andeutung einer Antwort auf. Immanuel schaffte es, sich so weit zu fassen, dass er eine Vollmacht schreiben konnte. Sie ist auf den 12. Februar 1857 datiert und gilt für den dritten Sohn Alfred Nobel. Geschrieben ist sie auf Russisch, und sie lautet wie folgt:

Mein geliebter Sohn Alfred Emanuilowitsch! Da meine Geschäfte so umfangreich sind, erteile ich Euch eine Vollmacht, sowohl während meiner Abwesenheit als auch während meines Aufenthalts hier in St. Petersburg, in meinen Angelegenheiten zu walten und zu entscheiden, und zwar überall, wo ich selbst das gesetzliche Recht dazu besitze, zu repräsentieren, Pfand und Geld zu empfangen und zu gewähren, staatliche Bestellungen und private Aufträge entgegenzunehmen, Bedingungen und Verträge in meinem Namen (---) zu beschließen, durch Einkauf und andere Arten von Geschäften bewegliches Eigentum und Immobilien überall zu kaufen oder zu erwerben, wo es Euch behagt, sowie diese zu veräußern (---). Insgesamt bis zum 1. Februar 1858 so zu handeln, wie Ihr es als nützlich für meine Interessen anseht. Alles, was Ihr von diesem Datum an und bis zu dem oben genannten Datum auf gesetzliche Weise tut, werde ich so anerkennen, als wäre es von mir selbst erwirkt, und werde nicht dagegen agieren oder handeln.

Allzeit in Wohlwollen

Für Euch

Euer Vater

Emanuil Nobel, Kaufmann der Ersten Gilde von St. Petersburg

Aus dem Dokument geht hervor, dass es Ludvig war, der dem Vater bei der Formulierung der Vollmacht geholfen hat. Ich sehe in meinen Notizen, dass die älteren Brüder in diesem Frühjahr immer wieder verweist waren. Das bedeutete, dass der dreiundzwanzigjährige Alfred Nobel das verbindende Glied war, in der Praxis der Geschäftsführer des Unternehmens, und das in der kritischsten Zeit für den Familienbetrieb. Welche unglaubliche Verantwortung auf den jungen, schwachen Schultern.

*

Ludvig Nobel erkannte, wie der Druck an seinem jüngeren Bruder zehrte, sodass er schließlich wirklich beunruhigt war. Ehe er selbst Petersburg verließ, schrieb er an Robert und bat ihn, so schnell wie möglich von seiner Reise zurückzukehren. Alfred »arbeitet und überanstrengt sich, und das greift ihn derart an, dass ich wirklich in größter Sorge um ihn bin. Seine alten Beschwerden kehren allzu oft zurück, und das schwächt ihn ungeheuer, ebenso der Magen, der immer wieder verstopft und in Unordnung ist.«

Die an Alfred gestellten Anforderungen wurden nicht gerade dadurch erleichtert, dass der verzweifelte Vater der Brüder sich bei den meisten Stellen mit seinen ständigen Ausfällen und Beschuldigungen unmöglich gemacht hatte. In den Ministerien wurde unzählige Male über Immanuels anstrengendes Wesen und seine quälenden Vorwürfe gestöhnt. Ein Staatssekretär sollte später sagen, dass Immanuels Handeln und seine Ausdrucksweise von der Art seien, dass das betroffene Ministerium nicht »ohne seine Würde zu verlieren überhaupt irgendein Geschäft mit ihm« eingehen konnte.

Im Mai 1857 schrieb ein resignierter Alfred mehrere Briefe an Robert und klagte darüber, dass der Vater mit seinen »Problemen und Einwänden« einen weiteren vielversprechenden Regierungsauftrag »verdorben« habe. Andere Arbeiten in Auftrag zu bekommen war aus Alfreds Sicht nunmehr ebenso wahrscheinlich, wie dass einem »ge-

bratene Tauben direkt in den Mund fliegen«. Wieder und wieder flehte er den ältesten Bruder an, nicht zu lange fortzubleiben, vor allem da man mit dem Bruder Ludvig offenbar nicht voll und ganz rechnen konnte. Auch Ludvigs Gesundheit schwächelte, und darüber hinaus fand Alfred, dass ihm »die Fähigkeit, die Leute anzutreiben« fehle.

Soweit bekannt, sind Roberts Briefe aus jenem Frühjahr nicht erhalten. Aus Alfreds Klage ist abzulesen, dass der Bruder entweder kurz und geschäftsmäßig oder gar nicht geantwortet hat. Man ahnt eine Konkurrenz. War es den älteren Brüdern vielleicht nicht sonderlich angenehm, dass der junge Alfred den Taktstock über sie schwang?

Glücklicherweise erholte sich Immanuel nach und nach, wenn auch offenbar nicht von seiner seelischen Stimmung her. Nobel & Söhne versuchte, die Situation zu retten, indem man sich dem privaten Sektor zuwandte, und es gelang auch, ein paar Aufträge zu ergattern, die den Absturz zwischenzeitlich stoppten. Dazu gehörte eine Lieferung Dampfmotoren für die zwanzig Linienschiffe, die auf der Wolga und dem Kaspischen Meer pendelten. Als Sankt Petersburg einen regelmäßigen Dampfschiffverkehr auf Newa und Newka eröffnete, hatte das Familienunternehmen Nobel die Boote gebaut.

Alfred hatte auch sein Glück mit eigenen Erfindungen probiert. Im September 1857 erhielt er sein erstes Patent auf einen »Gasmessapparat«, der doch keinen größeren Eindruck hinterlassen zu haben scheint, weder auf dem Markt noch bei Alfred persönlich. Er fuhr fort, einen Apparat zu entwickeln, der Flüssigkeiten maß, sowie ein portables Barometer. Es gibt auch Informationen, dass er nach Paris und London geschickt worden ist, um Investoren für Nobel & Söhne zu gewinnen. Doch keiner der Bankiers biss an. Kein Projekt schien geeignet.

Als Ludvig Nobel und seine Mina endlich am 7. Oktober 1858 in Stockholm getraut wurden, waren die Tage für Nobel & Söhne definitiv gezählt. Im Jahr darauf musste das Familienunternehmen Konkurs anmelden, und Immanuel und Andrietta sahen keine andere Möglichkeit, als den Umzug zurück nach Schweden zu planen.

Sie blieben den Sommer über noch in Petersburg, lange genug, um

die Geburt des ersten Enkelkindes zu erleben. Ludvig und Mina, die sich in Sankt Petersburg niedergelassen hatten, ehrten den Vater damit, dass sie ihren Sohn Emanuel nannten. Das Neugeborene scheint in der ersten Zeit wie eine zerbrechliche Porzellanpuppe behandelt worden zu sein. Ludvig wusste, was es hieß, im ungesunden Klima der sumpfigen Stadt ein Kind in die Welt zu setzen. Den Familienerzählungen zufolge wurde der kleine Emanuel in Baumwolle gebettet, in Bouillon gebadet und »in einer Zigarrenkiste auf den Kachelofen« gelegt.

Die Konkursverwalter erteilten dem frischgebackenen Vater, dem achtundzwanzigjährigen Ludvig Nobel, die Aufgabe, die Fabrik während der Liquidation zu verwalten. Robert blieb und half ihm, und das tat auch Alfred, der allerdings im Sommer 1859 so krank gewesen sein soll, dass zumindest Immanuel unsicher war, ob er überleben würde.

Immanuels zwanzig Jahre in Russland gingen nun langsam ihrem Ende zu. Dann jedoch scheint die Entscheidung abzureisen recht eilig getroffen worden zu sein. Der bald sechsundzwanzigjährige, eben noch todkrank geglaubte Alfred fühlte sich in seinem Krankenbett allein gelassen. War die Liebe des Vaters nicht größer als das? War der Vater so ängstlich?

Immanuel, Andrietta und der nun sechzehnjährige Bruder Emil verließen Sankt Petersburg für immer. Sie taten es schweren Herzens. Von ihren acht Kindern war jetzt nur noch die Hälfte am Leben. Von den Kindern, die in Sankt Petersburg geboren worden waren, lebte nur noch Emil.

So kehrte ein trauriger Immanuel Nobel im Herbst 1859 nach Schweden zurück, von der Konkurrenz verdrängt, lächerlich gemacht und wieder einmal ruiniert. Er war achtundfünfzig Jahre alt, Andrietta würde sechsundfünfzig werden. Am Neujahrsabend würde Ludvig in Sankt Petersburg das erste Schreiben im Liquidationsprozess unterzeichnen. Danach versammelten sich drei traurige Brüder im Haus der Eltern am Ufer der Großen Newka, aßen Haferbrei und tranken ein Glas Champagner, mit dem sie auf alle Abwesenden anstießen.

Sie waren an den Rand der Gesellschaft gedrängt worden, weigerten

sich aber stur, ihr Unglück als den natürlichen Untergang des Schwächeren im Kampf ums Überleben zu betrachten. Sie hatten noch keine Zeit gehabt, das neue Buch zu diesem Thema, über das alle gerade redeten, zu lesen. Die Familie Nobel würde zurückkommen.

Das Buch, von dem alle sprachen, war das 1859 gerade erschienene *Die Entstehung der Arten* des britischen Biologen Charles Darwin. Es handelte vom Tierreich, doch Darwins Theorie über die Evolution und die »natürliche Auslese« sollte das Denken der Menschen auf mehr als nur diesem Gebiet revolutionieren. Dieser Bestseller wurde das wichtigste wissenschaftliche Werk des 19. Jahrhunderts und war ein klarer Angriff auf die Schöpfungserzählung. Alfred Nobel sollte rasch in diesen Darwin-Trubel der Gesellschaft hineingezogen werden.

Die natürliche Auslese war nach Darwins Evolutionstheorie die alles entscheidende Triebkraft in der Entwicklung der Arten. Darwin beschrieb sie als einen Kampf ums Überleben, in dem immer die am besten Geeigneten den Sieg davontrugen. Auf diese Weise wurden schwächere Eigenschaften kontinuierlich ausgesondert und die Art entwickelt.

Darwin wies darauf hin, dass der Kampf ums Überleben innerhalb der Arten heftiger war als zwischen ihnen. Die natürliche Auslese wurde immer zwischen Wesen, die unter denselben Bedingungen lebten, am heftigsten ausgetragen.

*

Als Immanuel und Andrietta Petersburg verließen, übernahmen Ludvig und Mina zeitweilig das Haus an der Großen Newka. Minas Schwester Lotten, die im Jahr zuvor mit ihr aus Stockholm gekommen war, wohnte auch bei ihnen. Aber die Junggesellen Robert, dreißig, und Alfred, sechsundzwanzig, mieteten sich jetzt bei einem Geschäftsfreund in eine Vierzimmerwohnung mit Küche ein, die nicht weit von der ersten Behausung der Familie auf der anderen Seite der Newa lag.

Eine zweischneidige Angelegenheit.

Die Brüder waren nicht so pleite, dass sie sich nicht einen Bedienteten, Stepan, leisten konnten. Anfänglich gingen sie auch regelmäßig gemeinsam in der Stadt in die Sauna und tranken »Met« (wobei es sich wahrscheinlich um Kwas handelte, eine Art Brottrunk). Ansonsten schien, wenn man sich Roberts Kassenbücher aus jener Zeit anschaut, der Raum für Vergnügungen eher begrenzt gewesen zu sein. Robert gönnte sich ein paar Tabakblätter, »Papirossa« (russische Zigaretten) und »Havanna-Zigarren«. Ab und zu kam mal Kaviar vor ebenso wie vereinzelte Bälle oder Besuche von Musikcafés (»caffè chantant«). Was Alfred betrifft, so scheint ein Großteil des Geldes für Arztbesuche, Behandlungen und besondere Ernährung aufgewandt worden zu sein. Er kaufte Blutegel, Fliedertee, Rhabarberwurzel und Bitterwasser zum Gurgeln. Ein »Doktor Bartsch« berechnete fünfundzwanzig (!) Besuche.

Die Stimmung zwischen den beiden Brüdern muss angespannt gewesen sein. Grund dafür war ein süßes neunzehnjähriges Mädchen aus Helsinki, Pauline Lenngren, die Tochter eines reichen Ziegelsteinfabrikanten und Immobilienbesitzers, der Immanuel Nobels allererste Abenteuer in Russland finanziert hatte und seither zum engeren Freundeskreis der Familie gehörte.

Die Umstände sind nicht ganz klar. Auf jeden Fall war Pauline im August 1859 zu Besuch in Sankt Petersburg. Vielleicht spielte sich das Drama während ihrer Abschiedsvisiten bei Immanuel und Andrietta ab, möglicherweise geschah es auch eher in Ludvigs und Minas Haushalt, wo die Tür wahrscheinlich auch für Robert und Alfred offen stand.

Am Montag, dem 29. August, hatte sich jedenfalls etwas ereignet, das Robert bis vier Uhr in der Frühe sitzen und einen Brief an Pauline schreiben ließ. Dieses »Etwas« war, dass Alfred um ein Gespräch mit Pauline gebeten hatte, welches am Dienstag stattfinden sollte. Aus dem Brief geht hervor, dass Pauline bis dahin Alfreds Kontaktversuche nicht abgewiesen hatte, sondern dass sie ihn sogar ermutigt haben könnte oder zumindest ihr Verhalten so interpretiert worden war. Wir wissen auch, dass die beiden das Thema Liebe zur Sprache gebracht hatten.

Robert war verzweifelt, als ihm dies klar wurde, hatte er doch eigene Pläne, was Pauline anging. Im letzten Moment hatte er der neunzehnjährigen Finnlandschwedin erklärt, dass Alfred mit seinem Interesse nicht allein war. Diese Erkenntnis hatte die junge Pauline sowohl berührt als auch verwirrt. Jetzt wollte Robert ihr helfen, seinem Bruder Alfred einen Korb zu geben, am besten gleich in dem für Dienstag geplanten Gespräch.

In dem Brief, den er in jener Nacht schrieb, ging er so weit, ihr Antworten zu diktieren und Gefühlsausdrücke vorzuschreiben. Pauline sollte froh aussehen, fand Robert, aber Alfred doch klarmachen, dass dieses Gespräch das letzte sein würde und sie den Fehler begangen hätte, ihm gegenüber nicht aufrichtig gewesen zu sein. Der Fortgang des Gesprächs könnte so klingen, schlug Robert vor: »Ich hätte sofort sagen sollen, dass ich Ihren Bruder oder einen anderen liebe, aber man hatte mir eine solche Furcht vor Ihrem schweren Gemüt und Ihrer Melancholie, die immer Ihre Gesundheit untergraben hat, eingejagt, dass mir die Courage mangelte, Ihnen die Wahrheit zu sagen.«

Nach Roberts Regie sollte Pauline danach Alfred erklären, etwas sei geschehen. Sie dürfe nicht sagen, was. Sie sollte nur erzählen, sie habe jetzt den Mut gefunden, Alfred die Wahrheit zu sagen, um auf diese Weise zu vermeiden, »für mein ganzes Leben zu einem unglücklichen Opfer zu werden, ohne Sie doch glücklich machen zu können«.

Robert schrieb sich ordentlich in Rage. Danach empfahl er Pauline eine Folgeantwort, von der er natürlich wusste, dass sie den Bruder wie ein Messerstich treffen würde. Folgendes sollte sie sagen: »Ich habe niemals auch nur die kleinste Liebe für Sie empfunden, und Sie würden sie auch nie erwerben können, weil wir nicht zueinander passen [...] Noch ehe ich Sie kennenlernte, liebte ich schon Robert, und ich wusste und weiß, dass er auch mich liebt.«

Hier hielt Robert inne. Sollte er Alfred vielleicht doch eine Handlungsalternative bieten? Er musste alles in eine letzte Antwort aus Paulines Mund legen: »Da die Vorsehung uns nun davor bewahrt hat, unglücklich zu werden, würde ich Herrn Alfred gern einen guten Rat

geben [...]: sich so schnell wie möglich mit einem schönen Mädchen von fröhlicher Gesinnung zu verheiraten, zum Beispiel Lotten. Sie wird Sie glücklich machen, das glaube ich sicher.«

Robert beendete seinen Brief mit der Bitte an Pauline, doch »ein paar Zeilen« zu schreiben, wie es gelaufen war, und ihm die beim Abendessen zu geben. In einem PS fügte er hinzu, wenn sie nicht wagte, seinen Vorschlägen zu folgen, wäre die beste Lösung, das Gespräch mit Alfred ganz zu vermeiden.

Pauline war erst neunzehn Jahre alt und weit weg von zu Hause. Vieles spricht dafür, dass sie die letztere Alternative wählte. Was sie empfand und wie sie sich damit fühlte, dass plötzlich alles so schnell ging, bleibt im Dunkel. Doch Robert bekam sein Ja.

Fünf Tage später hatte Robert sich die Zustimmung von Vater Carl Lenngren eingeholt und mit demselben Anliegen an Paulines Mutter geschrieben. Er bat Pauline, Alfred nichts von seinem Heiratsantrag zu erzählen, noch nicht, sondern ihm nur »... so gut die kalte Schulter zu zeigen, wie Du kannst; das ist die beste Art, ihn zu Verstand zu bringen«.

*

Alfred versank in seinen Büchern. Die europäische Literatur befand sich in deutlicher Bewegung weg von der schwülstigen Hochromantik zu Realismus und Gesellschaftskritik. In Großbritannien hatten Charles Dickens' zuvor erschienene Schilderungen des sozialen Elends in Schriftstellerinnen wie Mary Ann Evans, bekannt unter dem männlichen Pseudonym George Eliot, radikale Nachfolgerinnen. In Frankreich gab es den hochproduktiven Honoré de Balzac, der unter anderem in dem Erfolgsroman *Le Père Goriot* [dt.: *Vater Goriot*] die Wirklichkeit in all ihren scharfkantigen Details geschildert hatte. Fast ebenso früh mit ihrem Realismus war Aurore Dupin, die unter dem männlichen Pseudonym George Sand schrieb. Ende der 1850er-Jahre erfolgte Gustave Flauberts Durchbruch mit dem kontrovers beurteilten

Roman *Madame Bovary*, und sogar die Hauptfigur der französischen Hochromantik, Victor Hugo, sollte sich in diese Richtung bewegen.

Später einmal würde Alfred Nobel für seine Bibliothek Bücher von nahezu allen diesen Autoren anschaffen, doch bis dahin hielt der Sechszwanzigjährige streng an den alten Romantikern fest. Anfang des 21. Jahrhunderts ging der Bibliothekar der Schwedischen Akademie, Åke Erlandsson, sämtliche fast zweitausend Bücher von Alfred Nobels Bibliothek durch. Unter anderem versuchte er herauszufinden, was Alfred während seiner letzten Russland-Jahre gelesen hatte. Laut Erlandsson verschlang Alfred damals seine Lieblingsschriftsteller wie Shakespeare, Lord Byron oder Shelley aus einer in Sankt Petersburg erschienenen Sammelausgabe mit britischen Schriftstellern. Zu der Serie gehörten auch *Ivanhoe* und vierzehn weitere Werke von Walter Scott. Laut Erlandsson suchte Alfred seine Bücher nach »Gedankenstoff, Formulierungskunst und poetischem Glanz« aus.

Mit den russischen Büchern musste Alfred ziemlich kämpfen, wenn man die vielen Unterstreichungen und übersetzten Vokabeln am Rand betrachtet. Er besaß Puschkins gesammelte Werke in sechs Bänden und arbeitete sich zum Beispiel mit dem Stift in der Hand durch *Eugen Onegin*. Sein Exemplar der Elegien und Balladen des russischen Dichters Zukowski von 1849 ist zerlesen und sein Russisch-Französisch-Deutsch-Englisch-Lexikon von 1845 viel benutzt. (Es wird behauptet, er habe sich Französisch beigebracht, indem er Voltaire ins Schwedische und dann wieder zurück ins Französische übersetzt habe.)

Das Regime Alexanders II. hatte nicht zuletzt für die russischen Schriftsteller ein milderes Klima mit sich gebracht. Aufständische wurden begnadigt. Die Zensur wurde gelockert. Mehr Menschen wagten, gesellschaftskritisch zu sein. Fjodor Dostojewski, der bereits 1854 aus der Gefangenschaft in Sibirien freigelassen worden war, kehrte genau 1859 nach Sankt Petersburg zurück. Er hatte wieder begonnen zu schreiben, und im Jahr darauf sollte er die ersten Teile der Serie, die dann später zum Roman *Verbrechen und Strafe* wurde, publizieren. Auch Lew Tolstoi war in den Jahren nach dem Krimkrieg in der Haupt-

stadt unterwegs, doch sollte es noch zehn Jahre dauern, bis sein nächstes großes Werk *Krieg und Frieden* in den Buchhandlungen stand.

Im Jahr 1859 waren es vor allem zwei neu veröffentlichte russische Romane, die Aufmerksamkeit erregten: Iwan Gontscharows *Oblomow* (über einen tagträumerischen reichen Jüngling, der die Tage im Bett verbringt und nichts zustande bringt) und *Das Adelsnest* (über das traurige Liebesleben eines betrogenen Adelsmanns) des international berühmten Iwan Turgenjew. Alfred Nobel kaufte Turgenjew.

*

Der große Bruder Robert konnte es nicht lassen, sich über Alfreds literarische und sprachliche Freizeitinteressen lustig zu machen, vor allem nicht, als er entdeckte, dass Alfred den Teestunden ferngeblieben war, um nachmittags Englischunterricht zu nehmen. Er hörte Alfred etwas darüber sagen, dass er »der Einzige in der Familie sein würde, der einmal reich heiraten würde«. Der Groschen fiel, als Robert erkannte, dass der Englischkurs auch Damen anlockte. Als er Alfred danach fragte, berichtete dieser stolz, die angetroffenen Damen seien von seinen Fortschritten und von all den Gedichten, die er ihnen zu Ehren schrieb, sehr beeindruckt.

»Der arme Alfred!«, schrieb Robert kurz vor Weihnachten 1859 an seine Verlobte Pauline, die nach Helsinki zurückgekehrt war. »Er ist bereit, Tag und Nacht für ein paar schmalzige Phrasen, die seiner Eitelkeit schmeicheln, zu arbeiten [...] In der letzten Zeit habe ich ihn allerdings nicht mehr von der reichen Heirat reden hören, was mich glauben lässt, dass sich die Mädchen doch nicht so leicht fangen lassen wie seine Eitelkeit.«

Als Robert das nächste Mal die Englischstudien des Bruders und seine literarischen Bemühungen Pauline gegenüber erwähnte, berichtete er, Alfred habe gesagt, er würde das tun, um »notfalls für seine Dichtung berühmt werden zu können«.

Nach Roberts und Paulines Verlobung bekam der jüngere Bruder

noch mehr Zeit für die Poesie, denn da zog Robert in eine Wohnung ein Stockwerk tiefer und begann, sich auf die Hochzeit vorzubereiten, kaufte Seidendecken und einen Pelz für seine zukünftige Frau.

Alfred wanderte allein durch Sankt Petersburg und schrieb in seiner Kammer Gedichte. Eines der Werke, das er nicht aus Schamgefühl vernichtete, umfasste am Ende einundfünfzig handgeschriebene Seiten und fast tausend Verszeilen voller Streichungen und Korrekturen. Das Gedicht trug den Titel »Canto« und muss in dieser Zeit begonnen worden sein. An »Canto« sollte Alfred viele Jahre schreiben. Es ist wie ein langes episches Gedicht angelegt, im Stil der Werke von Dichtern, die er verehrte, wie Shelley oder Byron.

In diesen Jahren pflegte das Dichter-Ich Alfred Nobel zu einer Brücke in Sankt Petersburg zu spazieren, sich an das Geländer zu lehnen und in die dunklen Wasser der gewaltigen Newa zu starren. Am liebsten ging er nachts dorthin und spürte, wie die Ruhe der Stadt sich wie Balsam in seiner gequälten Seele ausbreitete. »Die Zitadelle Petersburg steht streng und drohend dort; und das Silberlicht des Mondes verleiht den Granitmauern eine gespenstische Nuance, die der stärksten Brust ein Beben einjagt [...] Die taktfesten Schritte des Wachpostens, das ersterbende Echo einer entfernten Stimme und der wimmernde Laut eines vorbeiwischenden Windes.« Alfred sah sich um und betrachtete mit Abscheu die Wohnungen der Mächtigen: »Vor mir erhebt sich der Palast des Zaren, vor mir liegen die Kais: Der Winterpalast, eine Schule für Speichellecker und Prostituierte, sogenannte Kurtisanen, Hofdamen und dergleichen.«

Zwar hatte Alfred das mildere Regiment von Alexander II. geschätzt, doch nach diesem Gedicht zu urteilen empfand er Verzweiflung über die Behandlung seines Vaters und des Familienunternehmens durch die Zarenfamilie. Er tobte innerlich, wenn er an das gewaltige Unrecht dachte, das seinen »alternden Vater« so schwer getroffen hatte. »Noch schlimmer war es, dass ein ehrenhafter Name gebrandmarkt wurde. Aber die Zeit wird die Flecken von diesem Namen waschen, wird die Gerechten reinwaschen und den Schuldigen erröten lassen.«

Von Romantik und philosophischem Idealismus erfüllt, suchte Alfred einen höheren Sinn im Leben. Er war das oberflächliche, falsche Spiel der Menschen und ihre sinnlose Jagd nach Titeln und Reichtümern leid. »Ich kann die Maske des Egoismus wegreißen, sei sie auch als Freundschaft verkleidet, erkenne die Fäulnis hinter Schöntuerei und Schminke, die Unzucht hinter geheuchelter Keuschheit, die Niedrigkeit in einem geehrten Leben.«

Die Wahrheit und die absolute Schönheit, so meinte Alfred, gab es stattdessen im Land der Idee, in der Fantasie und den Träumen, den Gedanken und Gefühlen. Es gab sie in der Liebe, hätte Alfred sicherlich schreiben mögen, wenn er sich nicht so zurückgewiesen, verbrannt und verletzt gefühlt hätte. »Wo gibt es schon Sympathie für mich? [...] Ich kann die Kammern des Herzens nicht schließen und meine Sinne in erniedrigenden Vergnügungen ertränken. Ich kann meinen klaren Sinn nicht verdecken und mir einbilden, in jeder zukünftigen Dirne eine Jungfrau zu sehen. [...] Nein, obwohl mein Herz von der zärtlicheren Art ist und nach Liebe verlangt wie Hunger nach Essen, kann ich mich doch nicht herablassen, solche Dinge zu schätzen.«

Alfred Nobel war für die Prostitution auf den Straßen von Sankt Petersburg nicht blind. Sie ekelte ihn an. Im Gedicht schreibt er von einem Mädchen, das die Schulden seiner Mutter mit seinem Körper bezahlen musste. Er schreibt von einer Bettlerin, die ihm auf der Straße begegnete, die, wie sich herausstellte, Tochter eines leibeigenen Bauern war. Der Graf hatte als Zehnt vom Vater ein paar Nächte mit dem süßen Mädchen begehrt. Sie wurde schwanger und war jetzt auf ein Hungerleben auf der Straße angewiesen. Wenn man dem Gedicht glauben kann, dann hat Alfred ihr Essen gegeben und sich ihre Geschichte angehört. An seinem Schreibtisch stellte er dann das Leiden dieser beiden Frauen dem Glück frischvermählter bürgerlicher Paare gegenüber. Wo waren Mitleid und Menschenliebe geblieben?, fragte er sich. »Jede Stadt quillt über vor Elend, das durch Mitgefühl gelindert werden könnte. In der letzten Zeit haben wir eine Reihe von Argumenten

gegen das Geben von Almosen gehört, doch gibt es eines, das dafür spricht – das Herz.«

Selbst hatte der bald dreißigjährige Hobbypoet den Glauben daran verloren, dass es für ihn eine erwiderte Liebe geben könnte. Er war zutiefst betrübt, und man kann kaum umhin, in den Gedichtzeilen auch Roberts Verhalten wiederzufinden. »Während ich schreibe, rollt eine Träne, ungebeten, und fällt auf meine Wange, was mir nur sehr selten geschieht: meine Gefühle haben versiegen müssen, um zu dem Egozentriker zu passen, mit dem ich lebe.«

Auf der Suche nach dem höheren Sinn des Lebens wandte sich Alfred an die Poesie, die in seinem hochgestimmten Dichten fast zu einer Religion wächst: »Du [die Poesie] bist der innere Stern, der unsere innere Welt erleuchtet. Dir müssen wir danken für die schönste Freude des Lebens [...] Du bist es, die alles hier auf Erden schön macht, der Tag selbst erhält seine Klarheit durch dein Prisma.«

Er bekennt, wie schön er es findet, seine geheimen Träume aufzuschreiben, die erotischen (»gratis küssen« und Frauen »ihre Kleider und ihre Jungfräulichkeit« nehmen) wie auch die mehr geerdeten und handfesten. Er nennt eine Fantasie, die er geschaffen hat, in der es um eine geträumte Zukunft geht. Alfred sah sein älteres Ich in einem einfachen Haus (»mir gefiel der protzige Überfluss der Stadt noch nie«), ein Zuhause, das mehr von Zärtlichkeit als von Gegenständen erfüllt war. In dem Traum hatte er »wenige, aber zuverlässige Freunde«, eine Frau, die »ein Engel« war, und ein Kind, »seiner Mutter schmeichelhaft ähnlich: ebenso himmlisch wie eine knospende Rose«. Aber damit nicht genug. In dieser Fantasie hatte Alfred Nobel auch einen Namen, und zwar keinen ererbten Titel oder eine Position – solch leeres Prahlens verachtete Alfred. In diesem Traum hatte er – und das war wichtig – seinen Namen und seinen Ruf selbst erworben, wie eine »Anerkennung der Begabung«.

Alfred ließ es dabei nicht bewenden. Er wollte seine erträumte hohe Stellung noch mehr präzisieren und fügte dem Gedicht hinzu, der Ruhm solle sich aus einer »Bewunderung vor einer erhöhten Seele«

